

Die Neue Welt!

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 49.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von A. Gautschi.

(22. Fortsetzung.)

Ein kleiner, äußerst dünner Herr, mit auffallend kurzen und gebogenen Beinen, stark orientalischer Nase, schwarzen, gierigen Augen, aber einem süßen, vergnüglichen Lächeln, das inmitten eines lüdenhaften Bartes einen windschiefen Mund zeigte, öffnete die Ladentür, grüßte in sehr bedentsamer Weise gegen Fritz und bat ihn, in seinen Laden zu treten.

Fritz folgte der Einladung.

„Signor Berger,“ redete ihn der Kunsthändler im schmeichelndsten Tone an, indem er, ihn bekompimentirend, vor ihm mit seinen krummen Beinen hin und her tänzelte, „Sie sehen, ich habe die Ehre, Sie zu kennen, würde mich sehr freuen, si, si, Ihnen in etwas dienlich sein zu können. Sie finden Ihre Kollegin gelungen? Sie ist es auch. Ihre Bilder gehen reizend ab. Hatte hundertfünfzig — sage hundertfünfzig — Exemplare aus Mailand verschrieben, und hier, Signor, habe ich, außer dem in der Auslage, das letzte. Wie, bin ich ein Kerl? Sono diavolo!“ Er fuchtelte mit der Photographie, die er vorgewiesen, in äußerster Lebhaftigkeit hin und her, zog die Augenbrauen empor und die kleinen, stechenden Augen blitzten darunter wie in Selbstbewunderung hervor. „Sie wird mir hoch überzahlt werden, zweifle nicht daran; wenn Sie sie indes wünschen sollten — si, si —, Ihnen geb’ ich sie ganz umsonst.“ Er hielt ihm die Photographie dicht vor die Nase.

„Ich danke,“ sagte Fritz ablehnend.

„O Signor carissimo,“ für der andre in noch zudringlicherer Liebenswürdigkeit fort, „sollten Sie nicht wissen, wie sehr wir Künstlern verpflichtet sind, die uns gestatten, das große, öffentliche Interesse, das sie erregen, ein wenig für uns auszunutzen, und auch ein wenig für sie, oh, auch ein wenig für Sie, si, si. Signor werden in dieser Hinsicht wol schon angegangen worden sein, wie denn nicht, aber ich flehe Sie an, geben Sie mir den Vorzug.“

„In was denn? Sagen Sie mir doch nur einmal, was Sie eigentlich von mir wünschen,“ bemerkte Fritz, von der Zudringlichkeit dieses Menschen geärgert, und doch von der burlesken Art dieses Gnomen wider Willen besungelt.

„Ich bitte, fügen Sie mir zu einer photographischen Aufnahme.“

„Ah! So!“

„Was wollen Sie, ich werde Sie popularisiren, bin ganz der Kerl dazu, sono diavolo! Aber jedenfalls im Kostüm, und natürlich ganze Figur; si, si, das ist unumgänglich. Ihr schöner Wuchs tut sich in der ägyptischen Gewandung sehr vorteilhaft

hervor; wir machen Sie als Radamès, si, si, alle unsere Damen werden nach dem ägyptischen generale mit dem breiten Brustflaz wie toll sein.“

„Glauben Sie?“

„Ich verbürge es; kann Ihnen übrigens vertrauen, daß heute bereits eine Anzahl Damen — si, si — meist sehr hübsche Damen, sich bei mir eingefunden, von denen einige sehr ungenirt, si, si, einige ganz schüchtern sich erkundigt haben, ob Radamès-Berger nicht bei mir zu haben wäre. Ich versicherte, daß in meinem Kunsthandel alles zu haben sei, und daß ich schon demnächst in der angenehmen Lage sein werde, ihnen denselben zu verschaffen. Was sagen Sie, bin ich ein Kerl? Sono diavolo? Es sind sogleich Bestellungen gemacht worden. Die schüchternste unter ihnen hat gleich vier Radamès bestellt, sage vier Radamès,“ — der Mann lachte, wobei sein Mund sich auf der einen Seite bis zur Nase hinaufzog, — „aber,“ flüsterte mir die Schöne mit einem allerliebsten Erröten zu, „nur ja die ganze Figur.“ Ich habe Sie ihr versprochen, teurer Signor, vom Kopf bis zu den Füßen, — sono diavolo!“

„Sie halten mich also für einen gangbaren Artikel?“ fragte Fritz mit einem Lächeln, hinter dem ein zorniger Grimm lauerte.

„Was gangbar, Sie werden bei unsern Damen auf Ja und Nein vergriffen sein. Es wäre das beste, wir machten Sie gleich zweimal.“ Er deutelte vergnügt seine schön geschwungene Nase, und seine Miene wurde ganz zuckersüß. „Was sagen Sie zu Manrico? Auch ein schönes Kostüm und viel Trifots, das ist, was wir brauchen, diavolo! — Also ich kann darauf rechnen, mein teurer Signor, si, si. Das Atelier ist hier nahebei, schicken Sie die Gewandung nur zu mir, und —“

„Auch die Trifots, natürlich, das ist’s, was Sie brauchen; und ich möchte weder Ihnen den sauberen Handel, noch den den Damen den sauberen Spaß verderben, Sie können meine Gewandung und meine Trifots ganz nach Belieben vervielfältigen lassen, aber — stecken Sie sich selber hinein, diavolo!“

Fritz drehte ihm hierauf brüst den Rücken und verließ den Laden. Er sah nicht mehr die verblüfften, sich rundenden Augen des kleinen Mannes, er hörte nicht mehr den Bornesruf: „Maledetto tedesco!“, der hinter ihm drein fiel, womit der Italiener alle Schwerefälligkeit, Unliebenswürdigkeit und Ungehobeltlichkeit zu bezeichnen beliebt; er hörte auch nicht mehr das hönische Lachen, das darauf folgte, mit dem Zusatz: „Und der will beim Theater sein Glück machen? Dime!“

Er rannte weiter. Die Gasse war ihm erregt. Er verwünschte das Theater, und er verwünschte sich selbst, daß er jemals diese Laufbahn gewählt. Er verließ die Arkaden und betrat die engen Gäßchen bei San Moisé.

Er wußte nicht, wie es kam, daß er nach einiger Zeit vor dem Theater stand. Er wollte es ja meiden, es fliehen. Und jetzt war er im Vestibule. Sollte er ins Parterre treten? Er ging auf die Bühne.

Der Akt war soeben zu Ende. Er blieb an der vordersten Draperiefalte stehen. Die Bianca wurde wiederholt gerufen, der Vorhang ging wieder hinauf und hinunter; man warf ihr wieder Blumen, man jubelte ihr wieder zu, — es war das Gewöhnliche.

Seine Augen hingen an ihren Mienen, an ihrer Gestalt. Wie schön sie war! —

Sie hatte ihn noch nicht bemerkt. Als sie jetzt von der Bühne zurücktrat, um nach ihrer Garderobe zu eilen, sah sie sich von den zahlreichen Bewunderern aus der Crème der Gesellschaft umgeben. Sie mußte ihnen standhalten, ihre Banalitäten entgegennehmen, und sie hatte für jeden ein freundliches, für alle ein holdseliges Lächeln.

Fritz ballte die Faust, er hätte auf diese da wie Simson auf die Philister fallen und sie alle davonjagen mögen.

Aber selbst wenn er ein Recht auf Elvira hätte, würde er diese Gesellschaft nicht immer in ihrer Nähe dulden müssen? War sie unter den heutigen Bühnenverhältnissen nicht in der Tat abhängig von der Guld dieser Tonangeber? Und er selbst? Wäre er denn nicht gezwungen, auch in dieser Welt zu leben, unter diesen Leuten zu verkehren, ein Müßiggänger wie sie? Und sie würden ihm ihre Intimität aufdrängen um seiner schönen Gattin willen, und in schimpflicher Abhängigkeit wäre er gezwungen, sie in seinem eignen Hause zu empfangen. Niemals! Das konnte er nicht, sein ganzer innerer Mensch, seine ganze Ehrenhaftigkeit revoltierte gegen diesen Gedanken.

Er wendete sich rasch, er verließ die Bühne, er wollte das Theater verlassen. Er durchschritt den Vogenang. Als er die Mitte desselben erreicht, sah er von der andern Seite einen Mann hastig die Treppe heraufkommen. Er hatte den weichen Hut tief ins Gesicht gesetzt und den Kragen seines Rockes hinaufgeschlagen. Er winkte der Vogenschießerin flüchtig zu, und ohne ihre Intervention abzuwarten, öffnete er selbst die Tür einer Loge und trat hinein.

Fritz war stehen geblieben; er glaubte, den Mann der sich so verstoßen da hinein geschlüpft, zu erkennen, es war Hellenbach.

Die Schließerin, die ihm in die Loge gefolgt war, trat wieder heraus.

„Der Baron will heute ungelesen der Oper beimohnen,“ bemerkte sie mit einem lächelnden Zwinkern gegen Fritz, der vor der Loge stehen geblieben war.

Er sah sie fragend an.

„Er hat den grünen Schirm heraufziehen lassen,“ flüsterte sie, „und sich ganz dahinter geduckt; es muß zwischen ihm und der Bianca nicht alles in Richtigkeit sein, wissen Sie vielleicht was näheres?“

„Nein,“ sagte Fritz kurz und barsch, aber er rührte sich nicht von seinem Platze.

Der dritte Akt hatte begonnen; eine Bewegung, die wie ein Brausen durch das Haus zog, kündete das Aufstehen der Bianca. Fritz horchte und er horchte auch nach der kleinen Loge, in der Hellenbach plazgenommen.

Warum war dieser Mann hierhergekommen? Wie ein Dieb hatte er sich herangeschlichen. War er ihretwegen gekommen? Was hoffte er noch? Sie hatte diesen Mann so fürchterlich beleidigt, wäre er nun gekommen, um sich zu rächen? An ihr? Er glaubte es nicht; aber an ihm, dem Bevorzugten, ja! Ich habe ihm die Geliebte genommen, ich habe alle seine Hoffnungen vernichtet, ich habe ihn sogar lächerlich gemacht. Er muß mich hassen, grimmig, unaussprechlich!

Der Gedanke an diesen Haß tat ihm unfähiglich weh; er erwiderte ihn, er wollte ihn mit Zinsen zurückgeben. In diesem Augenblick und in dieser Stimmung wünschte er nichts sehnlicher, als seinem Feinde gegenüberzustehen, sich mit ihm zu messen in einem Kampfe auf Leben und Tod.

So blieb er festgebant vor dieser Logentür. Er wollte sein Herauskommen erwarten. Er wollte sich ihm selber stellen, sich ihm absichtlich in den Weg drängen. Hellenbach, der Beleidigte, mußte durch solche Frechheit noch grimmiger gereizt werden.

Die große Krie der Elvira war zu Ende, ein donnernder Applaus durchschütterte das Haus.

In dem Augenblick öffnete sich sacht die kleine Logentür und Eugen trat heraus.

Die beiden Männer standen sich gegenüber, Aug' in Auge. In beleidigender, fast wilder Drohung blizten die dunklen Augen des Jüngeren; seine Haltung war eine herausfordernde.

Eugen sah erstaunt, in forschender Neugier; dann umkränzelte etwas wie Hohn und lächelnde Befriedigung die feinen Lippen des Kavaliere und mit einem Achselzucken ging er an ihm vorüber und die Treppe hinab, dem Ausgange zu.

Fritz blieb einen Augenblick betroffen; er sah ihm nach, er konnte es nicht glauben, daß jener sich entfernte, sich vor dem Beleidiger zurückzog. Dann wallte ein zorniger Ingrimm in ihm auf: „Ah, diese Sippe hat kein Blut mehr in ihren Adern und keine Leidenschaft! Verkommen bis ins Mark, sind Sie der Liebe nicht mehr fähig und nicht des Hasses. Wie, er weiß seine Geliebte in meinem Arm und er get mit einem Lächeln höhnischer Befriedigung an mir vorüber? Denkt er in seinem frivolen Sinn, es müsse baldigst ein abermaliger Wechsel stattfinden und zwar zu seinen Gunsten? Er soll's nicht glauben!“ Er war ihm nachgeeilte, aber der Akt war soeben zu Ende, die Menge strömte von allen Seiten nach dem Foyer.

Er sah sich aufgehakt, festgeklebt. Als er die offene Treppe erreichte, die nach dem Kanal ging, stieß soeben eine Gondel ab und entfernte sich rasch.

Er war vor ihm geflohen. Er füllte sich nicht aufgelegt, die Schmach, die man ihm angetan, zu rächen. Nun ja, dieses schöne Weib hatte ihn zu oft gedemütigt, zu oft den Fuß auf seinen Nacken gesetzt, er ist die Mishandlung schon gewöhnt. In weibischem, entnervenden Genuß, in ewigem Sinnesstauel lebend, hat er jedes Gefühl von Würde verloren, jedes Gefühl von Mannesehre.

Mit einer Geberde der Verachtung wollte er sich um, rasch durchschritt er das Foyer, und nicht einen Blick zurückwerfend, gewann er den Ausgang nach der Landseite zu.

Es grollte in ihm fort. Ein solcher ist nicht wert, daß ein ehrlicher Mann sich mit ihm mißt! — Sein Haupt senkte sich ein wenig gegen seine Brust, wie er so dahinschritt, und seine Bäume verdüsterten sich immer mehr.

Ein ehrlicher Mann, könnte es in seinem Innern wieder, wie ein Echo, das das eigenste als etwas fremdes, außerordentliches in unsre Vorstellung zurückbringt, — ein ehrlicher Mann! Bin ich es denn noch? —

Damals, als ich diesem Hellenbach zum erstenmal gegenüberstand, als ich, ein armer Teufel, der kaum das eigne Leben fristen konnte, dem im Ueberfluß schwelgenden Wüstling von der hohen, veredelnden Bedeutung sprach, die das Zusammenleben mit einem gleichstehenden Wesen, einem reinen, geliebten Weibe, für uns hat; als ich ihm in jugendlicher Offenherzigkeit gestand, daß es mein einziger und höchster Wunsch sei, dies zu erreichen, und daß ich, all' den widrigen Zufällen, all' der Ungunst der Verhältnisse zum Trotz, Kraft und Mut haben werde, mir dies Glück zu erringen und mein Weib glücklich zu machen, — damals, ja damals war noch Ehrlichkeit und Kraft in mir, heute suche ich sie vergebens. Ich bin schwach und jämmerlich geworden, wie jener. Damals war mein Ehrgefühl so zart, daß ich die Blume, die seine Hand berührt, für ewig hielt; ich wagte sie dem Mädchen meines Herzens nicht mehr anzubieten, heute stehe ich im Begriff, seine —

Er rannte weiter, Feuer in den Adern und ein vernichtendes Gefühl seines Elends im Herzen. Auf der Kettenbrücke hielt er an. Die schwüle, niederdrückende Atmosphäre erstickte ihn fast. Er lehnte sich gegen die Brüstung und nam den Hut ab, um seine feuchte Stirn zu trocknen. Er sah hinab in das dunkle, langsam flutende Wasser, und mit dem Wasser zogen auch seine Gedanken dahin — weit, weit!

Sie kehrten nach einer fernen Zeit zurück, einer schöneren, glücklicheren, und eine unendliche Sehnsucht überkam ihn. — „Minna, Minna,“ rief es laut in seinem Herzen, und das Bild des geliebten Mädchens, das durch die lange Trennung und namentlich vor dem finsternen Rauber Benedigs zurückgetreten und verblaßt war, es entstand ihm wieder in all' der Wirkung lebendiger Gegenwart. Er sah es vor sich, das heitere, liebe, anmutige Geschöpf, sah den guten, treuen Blick ihrer Augen, die sie in so unsagbarer Innigkeit zu ihm aufschlug, er vernahm ihre Stimme, ihr helles, unschuldvolles Lachen. All' die süßen

Augenblicke, die ihre Reigung ihm geschenkt hatte, lebten in seiner Erinnerung wieder auf. Wie glücklich waren sie beide gewesen, wie rein war ihr Verhältnis geblieben!

Minna war allein auf seine Stube gekommen, wie oft, und voll Vertrauen war sie bei ihm geblieben. Dann war die Erkrankung Malchens eingetreten, und er gedachte der Nacht, die sie zusammen am Krankenbett der Kleinen zugebracht.

Minna, in ihrer Uebermüdung, war an seiner Schulter eingeschlafen; er hatte sie in seine Arme genommen, sanft sie auf das Bett gelegt. Er hatte ihren Schlummer belauscht und keine Begierde war in dem Zauberkreise jener reinen Jungfräulichkeit in ihm erwacht. Und doch hatte man Minna um feinetwillen verdächtigt, sie verleumdet, und sie war unter diesen Böswilligen zurückgeblieben, weil sie ihm seine Laufbahn nicht erschweren wollte; und sie hatte eine kranke Schwester zu pflegen und für sie zu arbeiten. Und so hatte sie ihr Glück und ihr Lieben hinausgeschoben im fröhlichen Hoffen auf die schöne Zeit, die ihr all das wieder bringen sollte, im unerschütterlichen Vertrauen auf die Ehrlichkeit, auf das Manneswort des Geliebten. Und nun war er daran, dies edle Vertrauen zu täuschen, dies Wesen zu betrügen, zu verlassen, weil das heiße Verlangen nach einem schönen, reizbegabten Weibe in ihm aufgefliegen? Und er wollte seine Minna vergessen, um in Elviras Armen glücklich zu sein?!

Glücklich!

Er lachte laut auf. Wild, grell klang es durch die stille Nacht. Glücklich! Seit er sich in den Armen Elviras fühlte, war er auch keine Minute noch glücklich gewesen, und er fühlte es jetzt, er würde es nie sein.

Aber sie liebte dich, rief es dann doch wieder in ihm, und sie hat eine glänzende Verbindung von sich gewiesen, um dir anzugehören. Du hast dies Opfer, das sie dir gebracht, herausgefordert, du hast es angenommen. —

Seine Zähne preßten sich aneinander, seine düsteren Augen blickten hinaus in die ihn umgebende Dunkelheit. — So oder so ein Schurke, murmelte er.

Er ward aus seinem Sinnen durch eine Anzahl rasch vorbeikommender Personen aufgeschreckt. Sie sprachen von der Bianca. Die Vorstellung war zu Ende.

Sie erwartete ihn nach derselben; er mußte zu ihr. Er richtete sich empor, es lag eine ernste Entschlossenheit in seinen Zügen. Ich will hin, ich will ihr alles sagen; ich will ihr meine ganze Niedertracht enthüllen, ihr gestehen, daß meine Augen nur sie sahen, nur nach ihr verlangten, daß meine heißen Lippen um Gegenliebe bettelten, indes ich doch in meinem Gemüt, im innersten Herzen noch jenem Mädchen anhing, dem ich versprochen, daß sie die Meine wird.

Er empfand gleichwol, daß diese Aufrichtigkeit eine Grausamkeit war, eine Brutalität vielleicht, aber sein ehrlicher Sinn wußte keinen andern Ausweg.

Mit raschen Schritten ging er vorwärts; er schlug indes eine von Elviras Behausung entgegengesetzte Richtung ein und ging nach der Calle Minio.

Es schien ihm zu früh zu diesem Besuche, Elvira konnte aus dem Theater noch nicht zurückgekehrt sein.

Er besaß einen Schlüssel zu der kleinen Haustür und eilte über die Treppe nach seinem Zimmer. Seit dem Morgen war er abwesend, konnte indes nicht etwas vorgefallen sein?

Seit er in Venedig war, und es waren fast vierzehn Tage vergangen, hatte er keinen Brief von ihr erhalten. Dieses lange Stillschweigen, daß ihm unter den Zerstreuungen und Erregungen seines neuen Aufenthaltes kaum aufgefallen, es erfüllte ihn mit einemmal mit banger ängstlicher Sorge. War etwas vorgefallen? Oder war es ein Zeichen erkalteter Reigung?

Der Gedanke, daß seine Minna ihn weniger lieben könnte, brachte ihm ein tiefes Weh, verzehrte ihn in die schmerzhafteste Unruhe, die durch den peinigenden Gedanken noch vermehrt wurde, daß er es wol verdient hätte.

Er machte Licht und sah umher. Täuschte er sich nicht, etwas Weißes schimmerte ihm von dem Tische entgegen.

Es war ein Brief. Er besah die Aufschrift; er war von Minna an ihn. Er öffnete rasch, fast zitternd. Der Brief enthielt die Nachricht von Amaliens Tod.

Er las: „Mein Fritz, sie ist dahin gegangen, und ich und Luise liegen uns weinend in den Armen. Sie war unser Kind; durch all die Sorge, die sie uns gemacht, durch all die Angst, die wir um sie gelitten, ist sie uns so fest an das Herz gewachsen. Ich habe sie geliebt, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann, und jetzt ist sie kalt, tot, und sie nehmen sie uns fort — ich werde sie nie mehr wiedersehen! Fritz, ich will dir nicht schildern, was ich dabei empfinde, ich kann es nicht — aber nun hält mich auch nichts mehr hier zurück, und ich komme zu dir Liebster; nichts soll uns fortan trennen! O dieser Gedanke bringt mir in all meinen Schmerz einen Schimmer so heller Freude, so unsäglich Glückes, daß es mir eine Sünde bedünkt. Aber ich liebe dich eben über alles! Jetzt kann ich dir sagen, mein Fritz, was es mich gekostet hat, so lange von dir fern zu bleiben. Dein armes Mädchen meinte oft, es müsse vergehen in Sehnsucht nach dir. Dabei mußte ich trachten, meinen Kummer vor unserer Kranken zu verbergen. Sie erriet es dennoch immer, wenn es mir schwer ums Herz war, und sie sah mich dann mit ihren bängen, von Angst vergrößerten Augen fragend an. Du denkst schon wieder an ihn, nicht war? flüsterte sie, aber du bleibst bei mir, Minna, du wirst nicht zu ihm gehen; und dann fastete sie stehend die abgekehrten Hände: Ich bitte dich, Minna, bleib bei mir, verlaß mich nicht, sieh, ich müßte sonst sterben, und ich will nicht sterben! — Ach du armes, blaßes, freundloses Kind, ich mußte es längst, daß meine Mühe, daß all meine Liebe dich nicht am Leben erhalten würde, aber du solltest auch nicht gewar werden, was es mich kostete. — Ich kann nicht weiter, meine Kraft hat bisher vorgehalten, heute bin ich erschöpft, — aber bald werde ich wieder an deiner Brust ruhen, und dann wird alles gut geworden sein. Das Glück wird frische Blüten in meinem Herzen treiben und die sollen uns nimmer verwellen. Ich küsse dich, Fritz, meine Liebe, mein Leben!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sachsenkämpfe wider die Harzburg.

Historische Skizze von Sigismund Thalens.

Natur, Sage und Geschichte wirken zusammen, um der Stätte, nach welcher wir den Geist des Lesers im folgenden versehen, den Reiz ureigner Schönheit und merkwürdiger Erinnerungen zu verleihen. Das tapfere Volk der Cherusker, dem Deutschland seine Befreiung vom römischen Joch zu danken hat, war es, das einst in diesen Wäldern, Tälern und Schluchten hauste, bis die schon damals zwischen den deutschen Stämmen herrschende Eifersucht die Schatten zu den Beherrschern der Gegenden am Harz machte. Nach diesen traten die kühnen Thüringer auf und setzten sich auf diesem Boden fest; aber auch sie mußten einem stärkeren Stamme, dem der Sachsen, weichen. Die letzteren namen nach der Besiegung und dem Tode des thüringischen Königs Hermannfried die nördlichen Abhänge des Harzes ein, während die südlichen nach wie vor von den Thüringern bewohnt wurden, wie denn noch jetzt die auf dem Gebirge scharf sich trennenden Mundarten auf diese Teilung deutlich hinweisen. Während der Herrschaft der Sachsen, die diese bis an die Elbe und Saale, bis zum Rhein und dem Meere ausdehnten, bildete der Harz einen besonderen Gau, den

Hartingau, dessen wichtigster Punkt, der sich bis zu 500 Fuß Höhe über die an seinem Fuße vorüberauschende Aadau erhebt, der Hartisberg, d. i. Spizberg war. An diesen frei in die weite Ebene, die an seinem Nordfuße sich unabsehbar ausbreitet, hinausblickenden Berg hat schon die Sage ihre bis in die dunkle Zeit des Heidentums zurückgehenden Erinnerungen geknüpft. Die Sachsen sollen auf seinen Höhen ihren Hauptgott Krodo verehrt haben, und in der Tat scheint es, wenn es auch keineswegs bewiesen ist, ziemlich wahrscheinlich, daß diese die Stätte heidnischen Opferkultus gewesen sind. Entspricht es doch dem Gebrauch der Germanen, ihre Götter in Wäldern, auf Bergeshöhen und an Quellen zu verehren, wenn uns noch in unseren Tagen manche Namen der umliegenden Berge und Wälder den Beweis für die Richtigkeit jener sagenhaften Ueberlieferung zu erbringen scheinen. So finden wir in der Bezeichnung „Woansberg“ (der am Aufgange des sogenannten Schimmerwaldes liegt) einen Anklang an den Namen des obersten Germanengottes Wodan, so erinnern wir uns in dem dicht dabei liegenden Wäldchen „Thorla“ an

den deutschen Donnergott Thor, dem vielleicht einst in ihm geopfert worden sein könnte. Nicht verlegen um Deutungen aber, wie die Sage ist, berichtet sie uns auch von einem anderen Ursprung dieses zuletzt genannten Namens. „Einst lehrte“ so erzählt sie — „in dem nahen Kloster Abbenrode ein Herzog von Braunschweig ein. Diesen Umstand wußte die damalige Äbtissin des Klosters, eine alte, wolbeleibte Dame, zu benutzen, um den Herzog zu bitten, für ihr armes Kloster ein Holzteil auszuweisen, damit die geistlichen Jungfrauen in den kalten Wintertagen nicht zu sehr zu frieren brauchten. In heiterer Laune gewährte der Herzog die Bitte. So viel die Äbtissin in einem Gange, ohne auszuruhen, zu umschreiten vermöge, soviel solle von dem Forste dem Kloster zum Eigentum geschenkt werden. — Froh machte sich die würdige Dame auf den Weg. Aber es war ein heißer Tag. Mit äußerster Anstrengung, unter Nadeln und Stöcken war sie eine halbe Stunde gewandert, da sank sie ohnmächtig an einer Buche nieder. „Dor lag se“ hieß von diesem Tage an die Stätte, und die Buche, unter der sie niedergefunken, die Lagerbuche.“

Die angeblich dem Gözen Krodo geweihte Opferstätte auf dem Hartisberge sei dann — so berichtet der Geschichtschreiber Botho in seinem Chronicon picturatum (Bilderchronik) aus dem Jahre 780 — von Karl dem Großen, der allerdings zweimal bis zur Oker vordrang und hier die Sachsen durch Zwang zur Taufe brachte, zerstört, und von ihm an derselben Stelle eine Kapelle errichtet worden. Indes verdient diese Ueberlieferung ebenso wenig Glauben, wie die andere, daß diese Kapelle später von dem fränkischen König Konrad I. in ein Chorherrnstift verwandelt worden wäre, und auch die Angabe, daß Heinrich I., der Städteerbauer, hier eine Burg als Verteidigungswert gegen die räuberischen Einfälle der Ungarn errichtet habe, entbehrt gleich sehr der historischen Begründung wie die bekannte Sage, die uns dieses Kaisers Beinamen „der Vogler, der Vogelsteller“ im Gewande einer allerdings ganz anmutigen Erzählung zu erklären strebt. — Nach sicheren historischen Nachrichten ist erst der Kaiser Heinrich IV. der Gründer der Burg gewesen, die — noch jetzt vorhandene spärliche Trümmer weisen daraufhin — nichtsdessenungeachtet einst die Spitze des Hartisberges gekrönt hat.

Je mehr unter dem salischen oder fränkischen Kaiser Heinrich III. die Macht des Kaisertums zugenommen hatte, in desto höherem Grade war auch der Neid und die Eifersucht der einzelnen Stammesfürsten gestiegen. Namentlich war dies bei den Sachsen der Fall, deren Haß gegen das fränkische Haus durch den häufigen



Aufenthalt des Königs in ihrem Lande, der jedesmal mit bedeutenden Lasten für die Großen in letzterem verbunden war, noch eine fortwährende Steigerung erfuhr. Die Großen des Landes mußten nämlich bei solchen Anlässen für alle Hofbedürfnisse des Herrschers sorgen und wurden außerdem nicht selten durch die Einmischung desselben in ihre Angelegenheiten beeinträchtigt und

in ihren Rechten geschmälert. Zudem betrachtete man in Sachsen die fränkischen Kaiser, deren Vorgänger bekanntlich diejenigen aus dem sächsischen Hause gewesen waren, als fremde Eindringlinge, gegen die man mißtrauisch auf der Hut zu sein Ursache habe. Hatte man sich gescheut, diesem Unwillen schon bei Lebzeiten

Hermann von Köln zu Aachen zum König gekrönten Sones loberte der Unmut daselbst zu gefährlichem Aufrühr empor. Kein Wunder, daß Heinrich sich angelegen sein ließ, in Sachsen und in dem benachbarten Thüringen feste Stützpunkte zur Sicherung seiner Macht zu errichten, und zu

diesen Zwecken in diesen Gegenden eine größere Anzahl von Burgen erbaute, wie den Wiggantenstein in Thüringen, den Saffenstein bei Sachsa am Harz, die Asenbourg bei Mansfeld, den Spatenberg bei Sondershausen, die Heimbürg und andere mehr. Unter allen diesen Festen nam als die stärkste und ausgedehnteste die Harzburg, „Hartzburg“, den ersten Rang ein. „Schon ihre Lage an den Grenzen Sachsens und Thüringens“ — so wird sie uns von Bruno und Lambert, zwei Geschichtsschreibern des Mittelalters, geschildert — „gab ihr eine besondere Bedeutung. Nur zwei Stunden von Goslar, der Lieblingsresidenz Heinrichs, auf hohem, steilen Bergfegeln reizend gelegen, zu dem nur ein einziger, beschwerlicher, schneckenförmig ansteigender und leicht zu verteidigender Weg hinanführte, war sie von allen Seiten von dichten, undurchdringlichen Wäldern umgeben, die sich ununterbrochen bis nach Thüringen ausdehnten. Und während so schon die Natur diesen Platz zu einer starken Feste höchst geeignet machte, so hatte auch die menschliche Kunst alles aufgeboten, um ihn vor allen Angriffen erbitterter Feinde zu sichern. Hohe, unübersteigliche Mauern von gewaltiger Stärke umgaben die Feste und reichten bis hart an den Rand des steilen Bergabhangs, kaum Raum genug lassend für den Fuß eines Menschen, geschweige denn für Aufstellung von Belagerungsmaschinen oder Sturmleitern. Mächtige Türme überragten die Mauern und starke Tore spotteten aller Angriffe, — in der That eine Feste, uneinnehmbar durch Gewalt, nur zu bezwingen durch Hunger oder Verrat. Und das Innere entsprach den Erwartungen, die man von solch einer Feste hegen durfte. Denn während die



Wildererleppes Ende. (Seite 600.)

Heinrichs III. die Bügel schießen zu lassen, so gelangte er unter der Regierung seines Nachfolgers, Heinrichs IV. (geb. 11. Nov. 1050 zu Goslar), zu offenkundigem Ausbruch. Schon bei dem Tode seines Vaters drohte zu Wobfeld, am Rande der Bode, eine Verschwörung in Sachsen auszubrechen, und noch während der Minderjährigkeit des bekanntlich schon 1054 von dem Erzbischof

Burgen der damaligen Zeit meistens nur klein waren, gewöhnlich nur aus einem starken Turm und den notwendigsten Nebengebäuden bestanden, war die Harzburg von gewaltigem Umfange, nicht eine enge Zufluchtsstätte in den Zeiten der Not, nein, ein herrliches Schloß, geeignet, die Nebenresidenz des mächtigsten Fürsten der Christenheit zu sein. Deshalb nam auch die erste Stelle unter

allen Gebäuden der Burg der kaiserliche Palast ein, dem sich ein hehres Münster würdig zur Seite stellte. Zwar war auch dieses sowohl, als auch die Wohnungen der Geistlichen nur aus Holz hergestellt, aber es war im Innern herlich geschmückt, mit kostbaren Geräten, die der Kaiser durch Bitten oder Befehle erlangt hatte, aufs reichste versehen. Ein treffliches Geläute mächtiger, zum Teil silberner Glocken ertönte von dem Turme des Domes herab. Zahlreiche Reliquien, so der Arm des heiligen Simeon, das Haupt des Märtyrers Anastasius, der Körper des Bischofs Spaus u. a., waren mit großem Kostenaufwand auf der Harzburg gesammelt, damit die Stätte eine um so gewichtigere, dem Volke heiligere werde. Und um auch seinem Hause diese Feste um so sicherer zu erhalten, legte er hier eine Familiengruft an, in der seines schon 1055 im dritten Lebensjare gestorbenen Bruders und seines gleich nach der Taufe 1071 verstorbenen Sohnes irdische Ueberreste ihre Ruhestätte fanden. Und da kaum eine festere und sicherere Stätte gefunden werden konnte, als die Harzburg, so wurde auf derselben auch ein Staatsgefängnis eingerichtet, in dem die gefährlichsten und mächtigsten Feinde des Kaisers in festem Gewarjam gehalten wurden. Auch ein Chorherrenstift gründete Heinrich, dessen Glieder gar bald im Reiche zu den höchsten geistlichen Stellen befördert wurden. Und so vor allen Feinden gesichert erschien dem Kaiser diese Feste, daß er seine Schätze und Reichskleinodien in ihr vertrauensvoll niederlegte.“ Wie Bruno berichtet, hätte der Erzbischof Adalbert von Bremen, bekanntlich neben dem Prälaten Hanno von Köln der Erzieher des jungen Königs, den ersten Anstoß zur Gründung der Burg gegeben, und dieselbe mußte dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jare 1065 im Bau begonnen worden sein, während ihre Vollendung etwa in das Jar 1069 fällt.

War schon die Erbauung aller dieser Burgen eine Ursache mehr gewesen, die Unzufriedenheit der Sachsen zu steigern, so wurden diese im höchsten Grade erbittert durch die Unbilden, welche die auf ihnen hausenden Ritter des Königs ausübten, durch den immer härter werdenden Druck der Steuern und die Gewalttätigkeiten, die man gegen das sächsische Volk nicht bloß, sondern auch wider dessen Fürsten, gegen die Weiber und Jungfrauen beging. Dazu kam der Umstand, daß der edle Sachsenherzog, der dem Geschlecht der Billunge angehörnde Magnus, schon seit zwei Jaren wegen Teilname an den Kämpfen Ottos von Nordheim wider Heinrich IV. auf der Harzburg gefangen gehalten wurde und nur gegen Verzicht auf seine Herzogswürde und seine Erblande wieder auf freien Fuß gesetzt werden sollte. Ferner hatte der König die Unvorsichtigkeit begangen, auch die Thüringer sich abhold und zu einem Anschluß an die Sachsen geneigt zu machen. Die Fürsten beuteten nun demgegenüber den Unmut des Volkes in ihrem Interesse aus und spornten das letztere zu offenem Aufruhr an. So bildete sich allmählich eine vollständige Verschwörung gegen den Reichsherrscher aus, an deren Spitze von geistlichen Fürsten u. a. Budo oder Burchard, Bischof von Hildesheim, Wefilo oder Werner, Erzbischof von Magdeburg, Hejilo, Bischof von Hildesheim, die Bischöfe von Paderborn, Merseburg, Minden und Münster, von den weltlichen Fürsten u. a. Otto von Nordheim, Hermann Billung, der Dheim des gefangenen Herzogs Magnus, sowie Udo, Graf von Stade, Debi von der Lausitz, Eckbert von Braunschweig-Malverade, Friedrich, Pfalzgraf von Sachsen, Adalbert von Ballenstedt und die Söhne Ottos von Nordheim standen. Eine im Jare 1073 vom Könige unternommene große Rüstung gegen die Polen, welche die Sachsen wider sich selbst gerichtet glaubten, gab den direkten Anlaß zum Losbruch der Feindseligkeiten. Als Heinrich im Juni des genannten Jares die sächsischen Stammesfürsten zu sich nach Goslar berufen hatte und die letzteren diese Gelegenheit benutzen wollten, ihm ihre Beschwerden vorzutragen, ließ sie der König, der inzwischen wol von der Verschwörung gehört hatte, vom Morgen bis zum Abend vergeblich auf sich warten und erbitterte sie dadurch dermaßen, daß sie sich noch in derselben Nacht in einer Kirche zu Goslar vereinigten und Tag und Stunde zu einer großen Versammlung mit einander verabredeten. Diese Versammlung fand denn auch unter dem Zutreiben des größten Teils des sächsischen Volks, wahrscheinlich zu Wormsleben bei Eisenach statt, und man faßte den einhelligen Beschluß, mit Waffengewalt sich gegen Heinrich zu erheben. Ein mit außerordentlicher Schnelligkeit zusammengebrachtes Heer von 60 000 Mann setzte sich, nachdem mehrfach angebotene Verhandlungen ohne Erfolg gewesen waren, sofort gegen die Harzburg, wo der König Zuflucht vor den Aufständischen suchte, in Bewegung. Man beabsichtigte nichts Geringeres, als den König hier

gefangen zu nehmen und dadurch einem langwierigen Kriege aus dem Wege zu gehen, weshalb man sich beeilte, die Burg ohne Aufschub einzuschließen. Dem König, der an Bal zwar nur dreihundert, aber außerordentlich tapfere und entschlossene Reifige, die die Besatzung der Burg bildeten, zur Seite hatte, war vor allem daran gelegen, die Sachsen so lange hinzuhalten, bis sich die ihm ergebenden Heere im Süden Deutschlands gesammelt hatten, und er schickte daher den damals auf der Harzburg weilenden Herzog Berthold von Kärnten, sowie die Bischöfe Eppa von Reiz und Benno von Osnabrück in das Lager der Aufständischen, damit sie mit diesen verhandelten. Die Warnungen und Bitten aber, durch welche diese Männer die Sachsen von ihrem fähnen Unternehmen abzubringen bemüht waren, fruchteten nichts. Vergeblich war auch ihr Rat, die Belagerer möchten ihre Beschwerden vor einer Reichsversammlung vorbringen, — die Sachsen bestanden auf ihrem Verlangen, demzufolge alle vom Könige errichteten Burgen geschleift werden sollten. Noch schwebten diese Verhandlungen, als es Heinrich gelang, durch eine von außen nicht sichtbare, geheime Ausfallspforte nebst Berthold von Kärnten und den genannten Bischöfen zu entkommen. Von einem der Gegend kundigen Jäger geleitet, durchkletterten die Flüchtlinge den Wald, was nur unter den größten Anstrengungen auf geheimen Pfaden gelang, und kamen am vierten Tage, durch den beschwerlichen Marsch und vom Hunger aufs äußerste ermattet, in Eschwege an. Darauf begab sich der König so rasch wie möglich nach Hersfeld und fand hier einen Teil des gegen die Polen gerüsteten Reichsheers, mit dem sich auch die übrigen Reichsfürsten, namentlich Rudolf von Schwaben, vereinigen, beisammen. Zufällig flehte Heinrich die versammelten Fürsten an, die ihm von den Sachsen angetane und ja auch sie treffende Schmach an den Urheber rächen zu helfen, worauf die durch seine Bitten bis zu Tränen gerührten Fürsten ihm ihren Beistand zusagten. Darauf wurde zunächst das Heer mit der Weisung entlassen, sich am 5. Oktober zu Breitenbach an der Fulda von neuem zu versammeln. Mit Angst und Sorge hatten die Sachsen von des Königs Flucht gehört, da sie nun einen langwierigen Kampf für unvermeidlich halten mußten. Immerhin aber erfüllte es sie mit Genugthuung, daß der Herzog Magnus gegen Auslieferung von siebenzig, durch Hermann Billung in Lüneburg gefangen genommenen schwäbischen Rittern seine Freiheit erhielt, welcher Umstand die Veranlassung zu dem seit dieser Zeit im Volke sprüchwörtlich gewordenen Ausdruck wurde, „ein Sachse wiege siebenzig Schwaben auf.“

Nachdem die Sachsen darauf die Heimburg bei Blankenburg, die Hensburg bei Nordhausen, die Spatenburg und andere Festen gebrochen hatten, schlossen sie die Harzburg wieder mit 20 000 Mann ein und suchten sie durch Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen. Die Besatzung hielt sich indes tapfer, brachte den Belagerern durch oft wiederholte Ausfälle große Verluste bei, plünderte die benachbarte Gegend, fürte das Vieh von der Weide weg mit sich in die Burg und verheerte die umliegenden Dörfer und brannte sie nieder. Die Stadt Goslar vor allem wurde durch diese Kämpfe schwer niedergedrückt, indem nicht nur der blühende Handel derselben den ärgsten Schaden erlitt, sondern auch noch besondere Drangsale ihre Bewohner auf das härteste heimsuchten. So erzählt der schon genannte Annalenschreiber Lambert aus dieser Zeit u. a.: „Einst war zwischen den streitenden Parteien ein Waffenstillstand geschlossen. Da zogen zwei Reifige aus der Harzburg nach Goslar, um Waffen einzukaufen: Hier kam es zwischen ihnen und goslar'schen Bürgern im Wirtshause zu einem heftigen Streit, der bald in Tätlichkeiten ausartete. Die beiden wurden ergriffen und nackt gekreuzigt. Dafür schwuren die Harzburger blutige Rache zu nehmen. In der Stadt lebte ein treuer Anhänger des Königs, der Bogt von Goslar, Bodo, der den Harzburgern Genugthuung für die Freveltat der Bürger versprach. Wie verabredet, ließ er eines Tages die Herden der Stadt weiter von der Weide fortreiben, worauf dieselben von den Reifigen des Königs sofort überfallen und weggeführt wurden, während ein anderer Trupp sich in den angrenzenden Wäldern verborgen hielt. Kaum vernamen die Goslar'schen den Verlust, als sie eiligt aus der Stadt hervorbrachen und ungeordnet, wie sie waren, die Feinde verfolgten. Diese flohen scheinbar aufs eiligste, — um so heftiger, um so ungeordneter verfolgten sie die Bürger. Da plötzlich brachen die Reifigen aus dem Hinterhalte hervor und richteten ein furchtbares Blutbad unter den Städtlern an.“

Zur Verhinderung dieser Raubzüge der königlichen wurde von den Belagerern mit aller Raschheit auf dem benachbarten,

den Burgberg überragenden und noch jetzt nach ihnen genannten Sachsenberge ein mächtiges Blockhaus aus Eichenstämmen erbaut, welches eine vollständige Besatzung von 1200 Mann besaß, um den Feinden Zufuhr und Verstärkung abzuschneiden.

Inzwischen war die Weihnachtszeit herangekommen und die Stimmung im Sachsenlande gegen den König immer feindseliger geworden, so daß man sogar beschloß, im kommenden Februar eine Reichsversammlung nach Triptis einzuberufen und hier die Wahl eines neuen Herrschers vorzunehmen. Nichts war begreiflicher, als daß Heinrich diesem Plane mit allen Mitteln entgegenzutreten suchte, — schien doch das letztere um so gefährlicher, als der König auch bei den anderen Reichsfürsten unterdessen viel an Gunst und Ansehen verloren hatte. Es würde doch in der Tat für ihn schmachlich gewesen sein, wenn er in einer Verhandlung hätte erscheinen müssen, in welcher er als Angeklagter vor den Fürsten als Richter stand! . . . Mit einem kleinen Heere von 6000 Mann ging er daher gegen die Sachsen vor, wurde jedoch in seiner Hoffnung, diese unvorbereitet zu überraschen, getäuscht, denn schon wieder hatten die Aufständischen, von den Fürsten auf die Gefahr aufmerksam gemacht, eine Armee von 40 000 Mann zusammengebracht und stellten sich Heinrich bei Barcha an der Werra gegenüber. Unter diesen Umständen sah sich der König zu Unterhandlungen gezwungen, die zu Gestirungen ihren Abschluß fanden, und zwar in der Weise, daß jener den Sachsen die Schleifung aller königlichen Burgen, Rückerstattung der eingezogenen Güter, Wiedereinsetzung Ottos von Nordheim in die Herzogswürde von Bayern und den Thüringern den Erlaß des Böhnten, den diese bisher an den Erzbischof Siegfried von Mainz zu entrichten hatten, versprechen mußte. Als jedoch der König inzwischen von der unausgesetzten tapferen Haltung der Reifigen auf der Harzburg vernahm, weigerte er sich, neue Hoffnung schöpfend, diese harten Bedingungen zu erfüllen und berief einen Reichstag nach Goslar. Die Bitten, die er hier vorbrachte, blieben jedoch erfolglos, da die in großen Scharen herzugeströmten Sachsen die Erfüllung des Vertrags auf das entschiedenste verlangten. Nun mußte sich Heinrich zum Nachgeben entschließen und mit schwerem Herzen den Befehl zum Abbruch auch der Harzburg geben. Noch immer freilich hoffte er, die letztere erhalten zu können, indem er zwar die Mauern zum Teil zerstören ließ, aber den Palast, das Münster und die anderen Gebäude erhalten wissen wollte. Kaum aber hatte der König Goslar den Rücken gekehrt, kaum hatten die Bauern die Kunde von der begonnenen Schleifung der Burg erhalten, so zogen die letzteren, brennend vor Eifer, den königlichen Ritters die ihnen zugesagte Unbill, die Plünderung der blühenden Landschaft, die von ihnen ihren Weibern angetanen Schandthaten, die erduldeten Ungerechtigkeiten und Härten gebührend heimzuzahlen, den Berg hinauf, stürzten sich in heißer Wut auf die stolzen Gebäude der verhassten Zwingsburg und ließen jedes Gefäß der Rücksicht und der Schonung fahren. Der königliche Palast, die festen Thürme, Mauern und Tore, das Münster, alles fiel der verzehrenden Gewalt der Flammen anheim und wurde dem Erdboden gleich gemacht. Man riß selbst die Reliquien der Heiligen heraus, erbrach die Königsgruft, warf die Leichen des Bruders und Sones Heinrichs übermütig umher, so daß es der größten Mühe von Seiten des Abtes zu Ilfenburg bedurfte, um sie zu retten und ihnen in seinem Kloster eine neue Ruhestätte anzuweisen. Das erbitterte Volk glaubte sich erst dann Genugthuung verschafft zu haben, nachdem es die ganze Fläche des Berges völlig geebnet, keinen Stein auf dem anderen gelassen hatte. So wurde im März von 1074, etwa 9 Jahre nach dem Beginn ihrer Erbauung, die schönste und stärkste aller königlichen Burgen vollständig zerstört.

Freilich sollten sich die Sachsen nicht lange ihres Erfolges freuen. Die von ihnen verübten Taten, die Vernichtung der Kirche, die Entweihung der Gräfte zc. hatten, so viel Sympathie man sonst für sie empfand, das übrige deutsche Volk wider sie aufgebracht. Die Fürsten, und an ihrer Spitze Rudolf von Schwaben, der bis vor kurzem sich noch unter den Aufständischen befunden hatte, aber über den von den Sachsen geschlossenen Frieden erbittert war und sich nun wieder in der Gunst Heinrichs zu befestigen suchte, sammelten sich von neuem um den König; neben dem genannten vor allen Wolf von Bayern, Gottfried von Niederlothringen, Bratislaus von Böhmen und die Rheinfranken mit der Reichsfahne. Das sächsische Heer scharte sich unter Anführung Ottos von Nordheim, der den Ruhm genoß, der tüchtigste Feldherr seiner Zeit zu sein, eiligt zusammen, wurde aber bei Hohenburg an der Unstrut überfallen und nach hartnäckigem Kampfe,

in welchem der König die Reichstruppen persönlich anführte, vollständig geschlagen. Nicht weniger als 8000 Streiter blieben auf der Walfahrt. Nun aber namen die entsetzlichen Gräueltaten wider die Sachsen erst ihren Anfang. Das feindliche Heer hauste auf das furchtbarste in den sächsischen und thüringischen Länden, und was man vorher den Besiegten als schmachvolles Verbrechen zur Last gelegt, Raub, Mord und Kirchenschändung, das übten jetzt die Sieger in ihrer Roheit selbst. Aber nicht genug damit; verzagt und wankelmütig kündigte das sächsische Volk seinen gegen den König streitenden Fürsten den Gehorsam und sträubte sich entschieden wider eine Fortsetzung des Kriegs, so daß sich die letzteren bei Spier im Schwarzburg-Sondershausen'schen barfuß und waffenlos dem erzürnten König unterwerfen mußten. Die Folge war lange, drückende Gefangenschaft der sächsischen Fürsten in den verschiedensten Gegenden des Reichs.

Sofort gab nun Heinrich den Befehl zum schleunigen Aufbau der zerstörten Burgen und beauftragte den um Weihnachten des Jahres ganz wider Erwarten aus der Gefangenschaft entlassenen Otto von Nordheim, den Hauptanführer des Aufstandes, mit der Aufsicht über den Bau der Festen auf dem Hartesberge und dem westlich von Goslar gelegenen Steinberge, indem er den letztgenannten, um sich dieses einflussreichsten Hauptes des sächsischen Volkes zu versichern, gleichzeitig mit der Würde eines Statthalters von Sachsen betraute. Mit großer Raschheit schritt der noch im Winter desselben Jahres auf der alten Stätte begonnene Bau der neuen Harzburg, bei dem die besiegten Sachsen die härtesten Frondienste leisten mußten, seiner Vollendung entgegen. Diese neue Zwingsburg war indessen wahrscheinlich noch nicht ganz vollendet, als auch sie schon ihren Untergang fand. Die Sachsen nämlich hatten den König beim Papste verklagt, dieser hatte ihn in den Bann getan, die gefangenen sächsischen Fürsten entflohen aus den Gefängnissen oder wurden von den Wächtern heimlich freiwillig entlassen, und der Born der Besiegten suchte in zerstörenden Taten wieder ungehinderten Ausbruch. Es kamen für den König jene schweren Tage, während deren er (1076 zu Tribur) von den deutschen Fürsten suspendiert wurde und vor Papst Gregor VII. im Schloßhof zu Canossa büßen mußte (1077). In Sachsen schloß sich auch Otto von Nordheim den alten Waffengefährten an und befahl den königlichen Besatzungen, von den Burgen abzugehen. Wenn wir auch kein ausdrückliches Zeugnis von irgend einem Schriftsteller der damaligen Zeit dafür besitzen, so werden wir doch nicht mit Unrecht annehmen, daß in diesem Wirren die Harzburg von dem erzürnten Sachsenvolke abermals zerstört worden ist; wird doch erzählt, daß der Papst selbst diese Stätte mit dem Fluche belegt habe, damit sich kein neuer Bau je wieder auf ihr erheben solle.

Das ist der bedeutendste und interessanteste Teil der Geschichte der Harzburg. Wiederholt aber tritt sie uns auch in den Begebenheiten der folgenden Jahrhunderte entgegen. Nach den Berichten einer Goslarer und der Sachsenchronik hatte sie schon ums Jahr 1138 Konrad III. bei seinem Kampfe mit Heinrich dem Stolgen wieder erbaut. Dann finden wir sie im Besitze Heinrichs des Löwen, dem sie in seinem Kampfe gegen Kaiser Barbarossa von diesem abgenommen wurde. Der letztgenannte befestigte und erweiterte sie bedeutend und erhob sie wieder zu einer Reichsfeste mit starker kaiserlicher Besatzung, welcher Rang ihr auch unter seinen Nachfolgern bewahrt blieb. Die Burg wurde im Laufe der folgenden Jahrzehnte dann wiederholt erweitert, reich mit Gütern und Ländereien versehen und an verschiedene Herren zu Lehen gegeben, bis sie nach dem Testamente Otto IV. wieder dem Reiche unmittelbar zugestellt wurde. Des letzteren Nachfolger, Friedrich II., jedoch schon gab sie wieder und zwar den Grafen von Woldenberg, die sich hernach Grafen von Harzburg nannten, zu Lehen, sie ging in die verschiedensten Hände über und wurde einer der berühmtesten Sitze des Raubrittertums. Im 16. Jahrhundert diente sie den Herzögen von Braunschweig-Wolfenbüttel als Jagdschloß; einer derselben, Herzog Julius, legte unmittelbar unter dem Burgberge die noch jetzt vorhandene Saline Juliusshall an. Der 30 jährige Krieg entschied auch das Schicksal dieser alten Feste. Hatten sie erst die „Schnapphähne“ oder „Harzjäger“ — durch die Kaiserlichen aus den verwüsteten Ortschaften des Harzes vertriebene, raublustige und abenteuernde Gesellen — zu einer willkommenen Zufluchtsstätte benutzt, von der aus sie recht bequem die ganze Umgegend heimsuchen konnten, so schickte dann Tilly nach dem Siege bei Lutter am Barenberge einen Teil seiner Truppen ins Harzburgische, und diese letzteren hausten auf das grausamste in den umliegenden Dörfern und in der Burg. Durch alle

diese Stürme war dieselbe so verwüstet worden, daß außerordentliche Summen zu ihrem Aufbau nötig gewesen wären. Man besaß aber damals diese Summen im Braunschweigischen ebenso wenig, wie man Neigung hatte, sich der schwierigen Aufgabe einer Erneuerung der Burg zu unterziehen, und gab vielmehr im Jare 1650 den Befehl, die fast 500 jährigen Mauern der einst so majestätischen Feste vollends zu stürzen, um aus dem dadurch gewonnenen Material die benachbart gelegenen, im Kriege niedergebrannten Wirtschaftsgebäude des Amtes von Bündheim wieder herzustellen. Nun sind nur noch wenige Ueberbleibsel der Um-

fassungsmauern, kargliche Trümmer des Hauptturms und der allerdings wolverhaltene Brunnen als stumme Zeugen einer bewegten Vergangenheit vorhanden, — einer Vergangenheit, die auf die mancherlei welterschütternden Fragen, die sie beschäftigt haben, gerade im gegenwärtigen Augenblicke die endgültige Beantwortung noch keineswegs durch die majestätische im Jare 1877 errichtete Säule erhalten zu haben scheint, deren stolze Inschrift: „Nach Canossa gehn wir nicht!“ gegenwärtig von der vorspringenden Spitze desselben Bergs, den die Harzburg einst gekrönt, in die weiten Gauen des deutschen Landes hinausleuchtet.

Aus Deutschlands schlimmer Blut- und Eisenzeit.

Historische Novelle von Carl Cassau.

(3. Fortsetzung.)

Hoyer war in sein Quartier zurückgekehrt.

Die untergehende Sonne vergoldete eben die Spitzen zweier majestätischen Tannen im Garten seines Wirtes, auf welchen die Aussicht von seinen Fenstern führte. Laut jubelte, sumte und klang es im Herzen des Jünglings. Ihm fiel die Stelle wieder ein, die er im Lager hatte von den Reitern singen hören:

„Denn Lieb' ist Feuer,
Das brennet ja so heiß,
Weil's niemand ahnt und weiß,
Daß du mir teu'r.“

Wie war das doch so wunderbar schnell gekommen? — Er, der nie gewußt hatte, was Liebe war, wurde heute von dem Anblick einer Dame, die er noch nicht ein halb Duzend male gesehen, zur Liebe hingerissen! Ob das auch die rechte Liebe war? — Merkwürdig, als ziemlich verständiger Knabe schon hatte er sich immer eingebildet, die kleine Jutta solle einmal seine Frau werden. Jutta, Jutta? — Wie kam er denn auch jetzt auf sie, die er seit neun Jaren nicht gesehen? Wie ein Weh schnitt es ihm bei dem Gedanken an sie durch sein Herz. Ja, was ging ihn aber auch dieses Kind an? Hier war es ganz etwas andres! Er war ein Mann geworden, die Kindereien mußten vergessen werden; wer wußte auch, ob die Rane's noch an ihn dachten? In Erna hielt er warm pulsirendes Leben, die Verkörperung des Schönen, in seinen Armen; er füllte ihren Atem, sog in Gedanken den Duft ihres Hares ein; sein ganzes finliches Fühlen war erregt. Ja, ohne Zweifel, das war die Liebe, die ja allmächtig sein sollte! Und durfte er sie denn nicht lieben, die Verkörperung der Schönheit? Wenn man Venus, die Göttin der Anmut, darstellen wollte, wie sie die alten griechischen Meister sich gedacht, konnte man wol eine andre als Erna dazu erwählen? Und ihr Herz? — Ihr Herz? — Wie konnten diese Augen lügen? Wie sanft war sie, wie hingebend, bescheiden, gehorsam? Ja, ja, sie war das Weib seiner Liebe. Aber der Pagen? — Ach was, Kindergeischwätz, eingegeben von Eifersucht und Pralerei.

Und der Abend kam und legte sich mit Frühlingswärme über die nordische Welt; der Glanz der Sonne war erloschen hinter den hohen Rjölön, und im Mondenglanz tauchten phantastische Nebelgestalten auf der weiten Fläche des Mälarsees auf. Da klopfte es bei ihm, und eine gewante Rose drückte ihm eilig ein rosarotes, duftendes Briefchen in die Hand, dann entfloß sie.

Hoyer las erröthend beim hocharmigen Leuchter: „Diejenige, welche Dir dieses Briefchen bringt, wird Dich sogleich führen zu ihr, die Dich liebt; folge ohne Misstrauen!“ — Wie ihm seine Pulse klopften, wie jede Faser sich dehnte, sein Atem stockte! Wachte es sein Verderben sein: er ginge zu ihr, beschloß er. Und sorgfältiger ordnete der Kranke mit seinem gesunden Arme seine Kleidung, seine Waffen, den Hutschmuck und den breiten, weiten Spizenträger auf dem blauen Waffenrock. Ungeduldig wartete er dann. — Jetzt ein leichter Schritt, — beide waren in der Dunkelheit verschwunden.

* * *

Der Frühlung war da! Mit aller Macht hatte er in den letzten Maitagen den Winter vertrieben; die Vögel sangen in dem sich mit Grün bekleidenden Gebüsch, und die ganze Natur atmete Wärme.

Hoyer hatte August von Leubelfing nicht wiedergesehen; derselbe begleitete seine Gebieterin ins Feldlager, woselbst sie ihrem königlichen Gemal einen kurzen Besuch abstattete; stündlich aber

erwartete man die Gebieterin im Reichsrat zurück, stündlich auch blickte Hoyer von Mansfeld aus nach den Fenstern jenes hohen Schlosses, das den Namen der Swenjons führte. Aber kein Lebenszeichen nam er dort an den bekannten Fenstern war, so oft seine Augen sehnsüchtig die lange Front absuchten. Jetzt war er vor Langerweile hinausgeritten in den dunklen Fichtenwald vor dem Tore und die Höhe hinauf. Von dort flog sein Blick weit, weit über die Fläche des Baltischen Meeres hinaus, dessen Spiegel sich majestätisch vor ihm ausdehnte. Silberne schimmerten die Spitzen der Wellen; weiße Segel tauchten hier und dort auf; welches war das rechte, unter dessen Schutze Erna heimwärts kehrte? Sie begleitete natürlich die Königin, obwohl widerwillig und trotzend. Hoyer hatte sie beruhigt, aber mit Ungeduld ertrug er ihre Abwesenheit. Zum hundertsten male nam er ein Rosenblatt aus seiner Ledertasche und las die Zeilen, in denen sie, eine Meisterin in der Dichtkunst, Abschied von ihm nam:

„Längst dach' ich mich für alle Lieb' erstorben,
Da sah ich eines Tags durchs Fenster Dich,
Und ach, der Liebe Allgewalt traf mich,
Es brach mir an ein neuer Lebensmorgen.“

Nicht braucht die Liebe fremden Glanz zu borgen:
Mein töricht Herz hat längst entschieden sich,
Nur einen einz'gen liebt es ewiglich;
Ob er's erwidert, macht allein mir Sorgen.

O, sieh mich an, Du heißgeliebter Mann,
Von dem ich nun und nimmer lassen kann,
Mein Herz liegt klar Dir, wie ein offen Buch;

Wenn ich nur dich für alle Zeit gewann,
Daß immer Du in meiner Liebe bann,
So bist auch Du allein mir stets genug!“

Er betrachtete dann die Schleißen, einen Handschuh, Liebespfänder, deren er sich in wonnevollen Stunden bemächtigt, ein trockenes Tannenreis, und gedachte der Stunden, die er abends dort im Schlosse zugebracht, wenn heimlich ihn die Rose die geheime Treppe hinaufführte. Indes trotzte sein Roß leicht durch den Wald, und er näherte sich der Stadt.

Da saß gleich den Schicksalsgöttinnen der alten heidnischen Nordlandsvölker ein eisgraues altes Weib am Wege und hielt die Hand dar, eine milde Gabe begehrend. Diese fiel bei Hoyer reichlich aus, so reichlich, daß die Alte sich nicht des Wunsches entbrechen konnte:

„Gott segne den jungen reichen Herrn!“

„Get es Euch schon lange so schlecht, Mütterchen?“

„O nein, junger Herr; als ich noch im Palast Swenjon lebte, da hatte ich's gut; hernach kam die junge Gräfin ins Haus; die konnte mich kaum leiden, weil ich offene Augen hatte und dem alten seligen Grafen manches sagte.“

„Adieu!“ rief nun Hoyer, seinem Roße die Sporen gebend; er fürchtete, etwas unangenehmes von Erna zu hören und wollte lieber nichts wissen. Liebe ist blind!

Jetzt bemerkte Hoyer auch, daß auf dem königlichen Schlosse die Fahne aufgezogen war. Freudig bebte sein Herz, denn sie waren zurück, waren heimgekehrt, die Königin und ihre Begleitung. Eiligst galoppierte er heim.

Leubelfing hatte den Dienst im Vorzimmer der Königin und neigte sich vor dem Nebenbuler:

„Ich grüße Euch, Herr Obrist!“

„Desgleichen; alles wol zurück?“

„Bis auf die schöne Gräfin; sie hat eine Migräne, weil sie die Wahrheit hören mußte.“

„Ist Ern?“ hier verbesserte er sich errötend, — „ist die Gräfin am Hofe?“

„Bedaure, Obrist; nur zuhause!“

Hoyer drehte sich soldatisch kurz um, zu gehen.

„Herr Obrist!“

Hoyer warte sich zurück: „Was soll's?“

„Ihr traut mir nicht mehr?“

„Offen gesagt, nein, Herr Page!“

„Ihr solltet Euch doch überzeugen!“

„Womit, wodurch?“

„Nun, Ihr nennt sie schon mit Vornamen, dann ist Euch auch wol die Hofe und die Hintertreppe bekannt?“

Hoyer stützte; der Page konnte aber in seiner Eifersucht spioniert haben; Erna war gewiß unschuldig.

„Das fordert Blut! — Ziet!“ sprühte er hervor und griff zum Pallasch.

„Hier, mein Herr Obrist? — Nein, nein! Auch ist's die Mitter nicht wert, daß sich zwei Männer drum die Köpfe einrennen!“

Hoyer schäumte vor Wut und schlug mit den langen Reiterhandschuhen nach dem Page, der leichtsinnig zurückwich.

„Gib sie Euch auch Gedichte? Es ist ihre Art wol; hier, und hier und hier!“ Damit griff er in sein Wams und warf verschiedene Rosablätter auf die Erde. — „Lest nun selbst und vergleicht die Schrift! Guten Abend, Obrist, — Ihre Majestät klingelt!“

Damit verschwand er in einer Seitentür.

Was war das? — Hoyer stand wie eine Bildsäule da, starr, ohne Leben. Dann bückte er sich mechanisch, hob totenblaß die Unglücksblätter auf und eilte davon, als ob die wilde Jagd hinter ihm wäre.

Zuhause angelangt, entflamte er alle Kerzen am hocharmigen Leuchter, riß die Papiere hervor und las:

„Daß ich Dich liebe, holder Knabe,
Weißt Du, und daß ich Dein nur bin;
Du Dir allein ziet mich es hin,
Den ich so treu im Herzen trage.“

Ihre Handschrift! O, Himmel! — Aber an wen waren die Gedichte gerichtet? — Doch nicht an einen unbärtigen Knaben? Nein, nein, das konnte ja nicht so sein! Doch hier, — und er rezitierte:

„Die Stern' Dir können's künden,
Was Du mir bist, mein Freund,
Den Rosenketten binden
Und Lieb' mit mir vereint!“

Fort damit! „An wen, an wen“, schrie es in ihm auf, „sind diese Zeilen gerichtet? — Erna, Erna, was soll ich denken? — Ja, was ist denn dieses?“

„Längst dachst' ich mich für alle Lieb' erstorben,
Da sah ich eines Tags durchs Fenster Dich — —“

„Barmherziger Gott im Himmel! Mein Sonett, ihr Abschiedslied an ihn, diesen Knaben? — — Fluch ihr, die mich so schamlos betrogen!“ so wetterte sein Mund.

Und er zerriß das Papier, streute es zur Erde und stampfte es mit den schweren Reiterstiefeln. Dann warf er sich wieder auf den nächsten Stuhl und stöhnte dumpf vor Schmerz, fluchte ihr und sich, daß er ihren Schwüren geglaubt, und lag so stundenlang ohne Bewußtsein.

Endlich war es ausgekämpft, das bittere Weh. Hoyer war ja noch jung, und mit der Elastizität der Jugend streifte er die ersten Träume ab. Er badete seine verweinten Augen in klarem Wasser, ordnete seine Sachen und machte sich reisefertig, bis die flinke Hofe kam und ihm ein Rosabriefchen brachte.

Hoyer zog ein Goldstück hervor.

„Du heißt Corinna?“

„Ja, gräßliche Gnaden!“

„Ein schöner Name! Dieses Goldstück ist dein!“

Sie streckte die Hand aus, aber hier faßte sie Hoyer beim Gelenk:

„Sage deiner Gräfin, von solchen Briefchen lägen hier noch viele Ueberreste. Ich teile auch meine Liebe nicht mit Page und Stallknechten.“ Er blickte sie wild an, daß sie auf den Tod erschrak: „Wie oft fürtest du den versch., Gott vergeb' mir! — den Page über die heimliche Treppe? Bei deiner Seele, die Wahrheit, oder die Königin erfährt's und du bist mit verloren!“

„Gnade, Herr Graf!“

„Die Wahrheit, sage die Wahrheit!“

„Viermal, Herr Graf, aber auf Befehl!“

„Es ist gut, gehe und bestelle, was ich dir aufgetragen!“ — Und er gab sie frei; die Kupplerin aber verschwand mit der Schnelligkeit eines Pfeiles.

Am frühen Morgen schrieb Graf Hoyer einen Abschiedsbrief an die Königin und traf Vorbereitungen zur Abreise, als eine bekante Gestalt bei ihm eintrat.

„Guten Tag, Herr Obrist von Mansfeld!“

„Stürig, Stürig!“ jubelte Hoyer. „Du kommst von meinem Vater?“ Und er umarmte ihn stürmisch. Der Alte warf den müden Körper auf einen Stuhl und begann:

„Mit Verlaub, gnädiger Herr, laßt mich, von der langen Reise ermüdet, erst ein wenig verschlafen, so will ich Euch auf all' Eure stürmischen Fragen Bescheid tun!“

Hoyer gab der Dienerin Auftrag, Speise und Wein herbeizuschaffen, und hieß Stürig, nachdem aufgetragen war, ordentlich zulang.

Als der Alte noch einen guten letzten Trunk getan, begann er:

„Wie ist's denn mit Euch, Herr Obrist? Was fält Euch, daß Ihr so trüb' und mismutig dreinschaut?“

Es ward ihm nicht schwer, binnen kurzem dem jungen Herrn die Geschichte seiner ersten Liebe mit allen ihren Enttäuschungen zu entlocken.

„Tröstet Euch, gnädiger Herr,“ nam nach seiner Erzählung Stürig das Wort, „das ist keine ware Liebe gewesen! Ihr haßt jetzt die Gräfin, nicht war? — Ware Liebe haßt nie; sie entschuldigt und vergibt alles! Euch ergriß ein Sinnentaumel, den die kokette Gräfin geschickt in Euch zu entzünden wußte. Und wie ist mir denn? Was ist's mit der Jutta, die Ihr als Knabe immer heiraten wolltet?“

„Ach, Stürig, get mir doch mit den Kinder Geschichten! Seit neun Jahren weiß ich nichts von meiner Base und ihren Eltern; was versteht auch Ihr Büchervurm von Liebe?“

„Sagt das nicht, junger Herr! Auch ich, der ich jetzt fast sechzig Jahre zähle und gebücht einherschreite, war einst ein junger Herr wie Ihr. Ich bin von Geburt ein Böhme. Von früh auf sollte ich, so wollten es meine Eltern, geistlich werden, und so geschah's, daß ich ein Priester ward und in ein Seminarium eintrat. Später ward ich Kaplan auf einem Schlosse in meinem Vaterlande. Ich hatte mein Fleisch redlicher kasteit, wie mancher Konfrater; aber was half's? Die Sinnlichkeit kann man aus den gesunden Sinnen nicht herauskasteien. Ich sah Lionessa, des Schlossherrn Tochter, ein Mägdelein von achtzehn Jahren. Ich unterrichtete sie, wir waren viel allein, da stellte sich die Liebe ganz von selbst ein. Weiß Gott, ich habe zuerst schwer gekämpft; endlich unterlag ich! Das arme Kind nam mein törichtes Geständnis in der alten Bibliothek voll Wonne und mich wieder liebend entgegen und — plauderte zu seiner Mutter. Das war mein Unglück! Mich peitschte der wütende Schlossherr vom Hofe und hegte die Hunde auf mich, die Tochter schickte er weit, weit fort, wo sie mich vergessen sollte. Ich habe sie nie wiedergesehen; ich war die unglücklichste Kreatur unter der Sonne, wand und krünte mich unter Schmerzen am Kreuzwege, denn ich wußte nirgend Obdach zu finden und beschloß endlich, bedroht vom Fluche der Kirche und von der Strafe, Soldat zu werden. Hierhin und dorthin schleppte ich mich; ich focht in Venedig, Genua und in Ungarn; endlich kam ich nach Flandern. Dort diente ich unter Eurem Vater, der damals Oberster war; er half mir unter einer Kanone heraus, als schon mein Leben so gut wie ausgelöscht war. Das habe ich Eurem in Gott ruhenden Herrn Vater nie vergessen!“

„Himmel, Stürig, was sagt Ihr? In Gott ruhenden? So ist mein Vater tot, tot?“

Hoyer war aufgesprungen und rief es entsetzt.

Der alte Stürig hatte sich verschwätzt; der Feler war begangen und nicht zu reparieren. Er nickte stumm und traurig.

Hoyer sank gebrochen zurück:

„Tot, und nicht einmal die Augen zugebrückt, nicht einmal wiedergesehen! — Heute kommt alles Unglück auf einmal über mich!“

Stürig ließ den Jüngling ausklagen, denn er wußte, daß Klagen den Kummer mindern, dann faltete er die Hände und sagte: „Was Gott tut, das ist wolgetan, gräßliche Gnaden! Mein Auftrag war, Euch das letzte Vermächtnis Eures Herrn Vaters zu überbringen!“

„Wo starb er, alter Freund?“

„Ach, gnädiger Herr, das ist eine lange Geschichte. Als Euer Herr Vater vor zwei Jahren Euch den alten Hefchner schickte, da waren wir eben aus England mit reichen Geldmitteln zurückgekehrt und hatten uns in Niedersachsen festgesetzt. Kaum ließ Euer Herr Vater die Werbetrommel rühren, so strömten uns Reiter und Fußknechte die schwere Menge zu, und so konnten wir bald mit einem 20 000 Mann zählenden Heere die Weser hinaufziehen, dem Tilly entgegen. Wir taten dem alten Korporal in der Gegend von Minden und Hameln viel Abbruch, mußten aber später gegen Osten abrüden, um den Waldsteiner in Schach zu halten, der an der Mulde herabzog. Am 25. April anno 25, da kam's zum Zusammenstoß zwischen uns. Aber wir waren zu schwach und konnten die Brücke bei Dessau auf die Dauer nicht halten, obwohl wir Waldstein drei Tage aufhielten; zuletzt mußte der selige Herr Graf doch das Zeichen zum Rückzug geben. Aber geschohen haben wir, daß die Waldstein'schen Respekt bekamen, denn von wem anders hat's der Albrecht auch gelernt, als von des Grafen selige Gnaden, wie man Heere aus der Erde stampft? Bei dieser heißen Affäre ist auch der alte Hefchner gefallen. Euer Herr Vater selig hatte aber den Entschluß gefaßt, nach Ungarn zu ziehen, um sich nach längst gepflogener Unterhandlung mit Bethlen Gabor, dem launischen Fürsten von Siebenbürgen, andauernd nur in seinem Haß gegen das Haus Habsburg, zu gemeinsamem Handeln zu verbinden. Sind aber keine Felsenherzen, die Ausländer, Herr, wie wir; hatte sich unterdes anders besonnen, der edle Fürst, und mit dem Kaiser Frieden gemacht, so daß Eures seligen Vaters Gnaden ihr Heer entlassen, ihre Kanonen verkaufen mußten, und nur mit der Unterstützung von wetterwendischen Fürsten den Norden wiedergewinnen konnte. Aber er sollte nicht weit kommen: am 20. November vorigen Jahres waren wir bis an das Dorf Urałowicz, nahe bei Serajevo, gelangt, wo Eures Herrn Vaters selige Gnaden ernstlich krank wurden und sich legten, bis sie plötzlich ausriefen:

„Ich muß sterben; helfst mir auf! Ein ordentlicher Soldat stirbt stehend!“ — Und er starb stehend in den Armen zweier Offiziere. Er hatte schon längere Zeit vorher über Schmerzen im Unterleibe geklagt, aber so schlumm hatte es keiner geachtet; doch hatte er mir schon vorher seinen letzten Willen an Euch gegeben. Hier ist alles: Eures Vaters Rüstung, sein Schwert und 63 ungarische Dukaten, ferner ein Bildnis Eurer gräflichen Frau Mutter, Eures Herrn Vaters Handsiegel und ein Schreiben von seiner Hand. Rüstung und Schwert habe ich selbst angelegt, um beides fortzubringen. Das ist das Letzte von Eures Herrn Vaters selige Gnaden, Herr Graf!“

Lange saß Hoyer neben Stüriz, der ihm gütlich zuredete, sich zu fassen, und Träne um Träne tropfte durch die Finger in den langen, blonden Bart. Dann griff er zum Schreiben seines Vaters und las:

„Mein teurer Son!“

Längst füle ich mein Ende nahen und habe die Hoffnung aufgegeben, Dich je wiederzusehen. Ich segne Deinen Entschluß,

bei den Schweden weiter zu dienen; verharre dabei! Mein Leben war an eine Idee gesetzt: sie war verfehlt! Statt meinem Vaterlande zum höheren Aufschwung durch Beschränkung des Katholizismus zu verhelfen, liegt es jetzt wüste und verödet, und wer kann wissen, wie lange dieser unheilvolle Krieg noch Deutschland zersplittern wird? Wenn ich sterben sollte, hinterlasse ich Dir, mein teurer Son, leider nichts als meinen Ruhm, mein Schwert und das Anrecht auf meine Güter im Lüttichschen, die jetzt die Pfaffen in den Klauen haben. Besonders achte auf die Stelle, fünfzig Schritte nach Norden von der großen Buche auf dem sogenannten „katholischen Hofe“ zu Lüttich! Bleibe fromm und redlich wie bisher und vergiß nicht Deinen treuen Vater

Ernst, Graf von Mansfeld
m. p.

Geschrieben

nach der Affäre an der Dessauer Brücke

a. d. 1626.“

„Armer Vater!“ seufzte Hoyer; dann küßte er der Mutter Bildnis und hängte es um den Nacken, wie einst der Vater, und fragte: „Wo habt Ihr ihn begraben?“

„Auf dem Kirchhofe zu Urałowicz hat ihn der griechische Pope eingeseignet; unter einer hohen Rüster ist sein Grab, auf das wir einen schweren Stein mit eingehauenen Kreuz gelegt; Glaubenshaß wird ihm dort nicht das Ruheplätzchen stören!“

Hoyer sprach ein stilles Gebet; dann trat eine lange Stille ein. — Nach einer Weile begann Stüriz wieder:

„Ich zog nun heim. Aber, du lieber Gott, wie fiet das allüberall in den deutschen Landen aus! Tagelang findet Ihr, Herr Graf, kein bewohntes Dorf; besonders, wo der Waldstein gehaust, da fiet's fürchterlich aus und ist's öde und still, wie in der Kirche. Jetzt regiert der Kaiser bis an die Ost- und Nordsee, denn den vereinigten Generalen Tilly, Pappenheim und Waldstein konnte keiner widerstehen.“

In diesem Moment ward plötzlich und stürmisch die Tür aufgerissen. Auf der Schwelle stand händeringend Gräfin Erna.

„Vergib mir, einzig Geliebter! — Was ich gesündigt, die Liebe wäscht es rein; seitdem ich dich kenne, Hoyer, habe ich für keinen andern Mann etwas gefüllt, noch füllen können; das schwöre ich bei Gott! Vergib mir!“

Und sie eilte vorwärts und umfing Hoyers Knie. Eine Weile war Graf Mansfeld ganz stumm; mit einem Anflug des Glückes vergangener Tage sah sein Auge herab auf das schöne Weib mit dem wunderbaren Haar, dessen lange Locken auf den üppigen Nacken niederrollten. Dann begann er strenge:

„Frau Gräfin, Ihr irt in der Adresse; Verheißung mont im königlichen Schlosse! Ich habe Euch schon einmal jagen lassen: meine Liebe teile ich nicht mit Pagen und Stallknechten. Ich habe für alle Zeit, Frau Gräfin, den Glauben an Euch verloren! Kommt, Stüriz!“

Sie eilten davon, während Erna, rasend vor Born, zurückblieb. An demselben Tage lichtete das Schiff „Thor“, welches dem Könige Waffen, Pferde und Hilfsmannschaften nach Polen zuführen sollte, die Anker. Auf ihm befanden sich auch Hoyer und Stüriz.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke in die Gewerbe- und Industriesausstellung zu Halle a/S.

(Fortsetzung.)

Einen eben so kostbaren Schreibtisch mit hohem Schrankaufsatz, der leider den Raum der Schreibtischplatte allzusehr beschränkt, hat Tischlermeister Stahl geliefert. Das elegante Möbel ist in amerikanischem Nußbaum ausgeführt, mit breiten Ebenholzstreifen ausgelegt und mit Intarsien aus Rhododendron geschmückt. Das Gebot der Uhrmacherei wird durch Wasser vertreten. Zwei treffliche Regulatoren mit schön gearbeiteten Zifferblättern und mit Granaten besetzten Gewichten zeichnen sich durch ihre kunstvoll geschnitzten Gehäuse, die mit vielen bunten Steinen — anscheinend Achaten — decoriert sind, in hervorragender Weise aus.

Der Hofvergoldter Köpfe führt uns ein bei uns noch ziemlich unbekanntes Material: Carton pierre (spr. kartong pjähr, wörtlich Steinpappe) vor. Zwei große getriebene Schalen, mit den Bildnissen Karls V. und Heinrichs II. von Frankreich sind in dieser Masse ausgeführt. Für Dekorationszwecke der inneren Räumlichkeiten hat Carton pierre in der letzten Zeit eine hervorragende Bedeutung gewonnen. Es ist eine Mischung verschiedener Stoffe, welche ein kompaktes, äußerst zähes und plastisches Material bilden, das vollständig trocken geworden, den besten Holzarten an Härte und Dauerhaftigkeit gleichkommt und sich in der bequemsten Weise zu Ornamenten, Nachahmung von Wästen, Statuen, Tellern, Schüsseln, Waffen etc. verwenden läßt. Die täuschendsten Metall-

imitationen lassen sich auf dieser Masse herstellen. Einem Kennerange ist es beinahe unmöglich, solche Sachen von echtem Metall zu unterscheiden. In Düsseldorf riefen besonders verschiedene Postamente, welche in ihrer reichen Renaissance-Ornamentierung von Holzschnittswerk nicht zu unterscheiden waren, ferner einige Spiegelrahmen in Gold-, Ebenholz- und Eisenimitation die allgemeinste Bewunderung hervor. Zudem wir dieses Material der allgemeinsten Beachtung empfelen, gehen wir von dem Grundsatz aus, daß Gegenstände, die in echtem Metall u. s. w. ausgeführt, zu teuer sind, in solcher vorzüglichen Imitation auch dem wenig Begüterten zugänglich werden. Zum Schluß machen wir noch auf das vom Parquetfabrikanten Enke an der hinteren Seite der Podium-Rückwand angebrachte, treffliche Parquetmuster und auf eine von Döbel jun. in französischem Kalkstein ausgeführte Kolossalgruppe „Venus und Amor“, welche vor dem Podium aufgestellt ist, aufmerksam.

Wir schließen hieran einige Bemerkungen über die in der Gruppe „Zimmereinrichtungen“ ausgestellten Gegenstände. Es ist das diejenige Gruppe, welche für den größten Teil der Ausstellungsbesucher den Hauptanziehungspunkt bildet, — freilich auch den Gegenstand stillen Neids jener weniger glücklichen Sterblichen, die sich sagen müssen, daß eine solche Wohnung für wer weiß wie lange einer ihrer frommen Wünsche bleiben wird. An sich ist der Gedanke, dem Auge des Beschauers solche ganze Zimmereinrichtungen vorzuführen, ein glücklicher; muß es doch bei der Vielgestaltigkeit unsres modernen öffentlichen Lebens mit seinen

Anforderungen und Bestrebungen und ihrer Wirkung auf unser Gemüt als ein sehr erstrebenswertes Ziel erscheinen, unsere Wohnungen zu einer behaglichen Heimat einzurichten, in der die Kunst besänftigend und reinigend auf unsere Stimmungen und Leidenschaften wirkt, einer Heimat, die uns fesselt und zur Einkehr in uns selbst, zu ruhiger, Sammlung einladet.

Es gibt ein jedes Gemach gewissermaßen ein in sich geschlossenes Bild kunstgewerblicher Leistungen, wie es der Architekt plante, resp. in seiner Gesamtheit entwarf und wie es der Bautischler, Maler, Dekorateur, Möbeltischler, Tapezierer, Kunsttöpfer und sonstige kunstfleißige Hände, den Anregungen und Angaben des Architekten entsprechend oder eigenem, „besserem“ Triebe folgend, ausführten.

Die Ausstellung hat circa 20 Zimmereinrichtungen aufzuweisen, unter denen einige von hervorragender Schönheit sind, die anderen immerhin das anerkennenswerte Streben zeigen, den Anforderungen, welche man an eine harmonische Dekoration stellt, möglichst gerecht zu werden.

Gleich seitlich vom Aufbau der magdeburger Kunstindustriellen und dicht vor der imposanten kuppelbekrönten Fierung der großen Ausstellungshalle ist es das Herrenzimmer des Architekten Thierichs zu Halle, welches durch seine charaktervolle Dekoration fesselt. Da es bei solchen Ensembles auf möglichst reinen Stil, auf eine harmonische Verbindung der Architektur und der Ornamentik der Möbel, so wie der Zimmerwandungen ankommt, da ferner eine passende Auswahl des Materials nach Farbe, Formgebung und sonstiger ihm anhaftenden Eigentümlichkeiten getroffen werden muß, da drittens die größte Genauigkeit und Schärfe in der Schreinerarbeit und in der Holzschlitzerei zu beachten ist, so ist die Aufgabe, welche sich der Architekt mit einem solchen Zimmer stellt, eine äußerst schwierige. Um so anerkennenswerter erscheint es, wenn bei der Leistung von Thierichs alle diese Schwierigkeiten glücklich überwunden und das Zimmer mit seinen knappen und soliden Formen für die Ausstattungsgegenstände den harmonischsten und feinsten Eindruck macht. Die im Stil der altdeutschen Renaissance gehaltenen, matten Nußbaummöbel bestehen aus einem Buffetschrank mit Bleiberglasung, einem Sopha mit hoher Rückenlehne, 6 Polsterstühlen und einer überpolsterten Sitztruhe; sie zeigen, wie auch die Ausstattung des sich anschließenden Erkers mit zwei Nischenbänken und einem Tisch gute Verhältnisse bei kräftiger Formgebung und sauberer Technik. Sämtliche Sitzmöbel sind mit einem ziegelrot farbigen gestreiften Plüschstoff überzogen. Die mit Kiefernholz getäfelte, kräftig gegliederte Decke ist vom Zimmermeister Höder-Halle hergestellt und vom Maler Zander-Halle farbig bemalt. Das Wandpaneel (Holzgetäfel) des Zimmers, nur aus Kiefernholz gefertigt, ist, den Möbeln entsprechend, nußbaumartig gefirnischt. Der Erker mit seinem von Stachelroth herführenden Bogenfenster, welches durch einen altdeutschen Spizenbehang halb verhüllt wird, läßt die erste, würdige Erscheinung dieses Herrenzimmers anmutend ausklingen. Die verwendeten Stoffe sind gut gewalt — leider nicht glücklich gewählt ist die Vordüre der Wandtapestrierung, zu deren Wal wahrscheinlich das eigenartige Rot des Möbelfstoffes verleitet hat. Den großen Kuppelraum durchschneidend, indem wir die riesenpalme Karl Gebhards passieren, und auf der rechten Seite des Hauptschiffs der Halle weitergehend, treffen wir zunächst auf drei elegant und vornehm ausgestattete Kojen, welche zwei namhafte halle'sche Firmen und eine Möbelfabrik aus Nordhausen gemeinsam aufgestellt haben, nämlich die Möbelfabriken von Gebr. Bethmann zu Halle und Nordhausen und das Teppich-, Tapeten- und Möbelgeschäft von Fr. Arnold, Inhaber L. Götze, zu Halle. In der Koje Nr. 12 ist zunächst eine Zusammenstellung sowohl von Tapeten- und Stoffmustern, als auch von diversen Mobilien genannter Firma gegeben worden. Als Ersatz für eine reich studierte und bemalte Decke führt die Firma Arnold in diesem Räume eine solche vor, die durch Tapezierung und Leistenwerk decoriert und äußerst wirksam ist. In den verschiedenen Feldern der Wände präsentieren sich im Anschluß daran farbenschöne Plüschtapeten mit stilvollen Mustern, Möbel- und Gardinenstoffe, kostbare Vollen-, Vrolastoffe und Teppiche, so wie Muster von verschiedenartigem Leistenwerk zu Paneelgliederungen und Wandumrahmungen. Die vorhandenen Mobilien sind vorzugsweise im jetzt beliebten Stil der Renaissance gehalten, es sind u. a. ein gut gebauter Buffetschrank in matten Nußbaum, ein Eßtisch mit Einlagen auf kräftigem Untergerüst, ein Silberschrank, der neben seiner gewählten, bezenten, ornamentalen Behandlung im Schnitzwerk auch durch seine stilvollen Beschläge z. B. auffällt, eine Anrichte, ein Spielisch zc. Höchst originell ist die nächste Koje der bethmann'schen Möbelfabrik — eine Schlafzimmereinrichtung, mit naturellen Kiefernholz-Möbeln ausgestattet. Die ganze Dekoration ist eine so fein durchdachte, echt künstlerische und anheimelnde, wie wir sie bisher selten in einer Ausstellung gefunden haben. Dieses hellblaue Schlafzimmer ist der Anziehungspunkt sämtlicher Besucher dieser Gruppe geworden. Es scheint das gesamte Arrangement aus einer bestimmten Anregung hervorgegangen zu sein. Bekanntlich schrieb das Kunstgewerbe-Museum in Berlin im vergangenen Jahre eine Konkurrenz für die Herstellung einer Schlafzimmereinrichtung unter den deutschen Kunstindustriellen aus, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß lediglich Kiefernholz verwendet werde und eine künstlerische Ausschmückung durch Malerei und Flachschnitzerei erfolgen dürfe. Die damals in Berlin ausgestellten Arbeiten — es war auch die von Kieffhaber in Magdeburg entworfene und von Heimster angefertigte Beistelle u. s. w. darunter — errangen in der Residenz bei den Laien großen Beifall, wiewol nicht geläugnet werden konnte, daß

der für die Schlafzimmereinrichtung festgesetzte Preis den Tischler notwendiger Weise veranlassen mußte, weit über die dem Kiefernholz gezogene Grenze der ornamentalen Behandlung hinauszugehen und die dem Charakter dieses Holzes entsprechende Einfachheit völlig außer Augen zu lassen. Es muß gesagt werden, daß die halle'sche Schlafzimmereinrichtung, die also durch jene Konkurrenz angeregt wurde, die bei der Berliner Konkurrenz preisgekrönten ersten Versuche dieser Art weit übertrifft. Wir bekennen ferner aber auch unsererseits, daß die Aufgabe, welche das Berliner Kunstgewerbe-Museum gestellt hatte, durchaus verfehlt war und leider Anregungen gegeben hat, die besser nicht stattgefunden hätten. Das Kiefernholz in einer solchen prunkvollen Weise zu behandeln, ist weder praktisch, denn die Mobilien schmutzen viel zu sehr, und vom stilistischen Standpunkte durchaus nicht richtig. Das hindert nicht, daß der Gesamteffekt solcher Einrichtungen ein bestechender, reizvoller ist. Dem bethmann'schen Zimmer liegt die Idee eines Zeltraumes zugrunde. Die Wände sind mit hellblauen, gestreiften, ein tüllartiges Gewebe imitierenden Tapeten bekleidet, zwischen ihnen prant sich dann auf blau-seidenen Diagonalschnüren die salbige, analog gehaltene Decke, von deren Mittelpunkten eine mattblaue Glas-Ampel herabhängt. Mattblau und salbige sind überhaupt für sämtliche Zimmergegenstände die maßgebenden Farben geblieben, unter deren harmonischer Wirkung auch noch das kleinste Einrichtungstück stet, nächst den Stoffen die Stridereien, die Polamenten, das Geschirr, selbst die Beschläge der Möbel, die in Nidel gehalten sind und auf stabilen angelaßenen Grunde liegen. Das matte, stimmungsvolle Blau der Wandung als Hintergrund (Stoffe und Tapeten sind von der Firma Arnold in Halle geliefert) hebt das naturell behandelte Holzwerk der Möbel, die sowohl in den Gesamt- wie Detailformen ungemein delikat und fein behandelt sind, außerordentlich. Fast weißlich gelb, zart in der Färbung, heben sich diese wirksam ab, eine jedoch allzu selbständig hervortreten und die Farbenharmonie zu stören. Die Strukturglieder (Verbindungsglieder) der Möbel sind durchgehend massiv, abgedreht, gefast, geschliffen und sämtliche Ansichtsflächen mit einem prächtigen ausgegründeten Ornamente, das sich in den Formen der deutschen Renaissance bewegt, decoriert. Das Bettgestell, gegen die Kopfwandung durch eine vertiefte Füllung abgeschlossen, wird durch einen kurz vorspringenden Baldachin überdacht, dessen Stirnfläche unter dem geschliffenen Wilde einer aufgehenden Sonne in altdeutscher Schrift den Spruch trägt:

Früh auf, Glück auf!

Ähnliche Einsprüche haben, entsprechend der wiedererwarteten schönen Sitte, unsere Geräte mit ihnen zu zieren, auch an den übrigen Möbelstücken Platz gefunden. So stet am Garderobespend:

Kein Tand, rein Gewand, offene Hand.

am Spiegel:

Rede, was war ist, liebe, was rar ist.

und am Waschtisch:

One Fleiß, kein Preis.

Die Fußwand und die kurzen Seitenlehnen des Bettgestells sind durch romanisierte, kleine Lehnengalerien geschlossen; über letztere fällt die reiche, geschmackvoll geraffte Draperie des Baldachins, blau und gelb, in malerischen Falten herab. Das Waschservicé ist ebenfalls teilweise mit hübschen Einsprüchen decoriert. So trägt der Wasserkrug die passenden Worte:

Der Krug get so lange zum Wasser bis er bricht.

die Waschküchlel das Sprichwort:

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Durch eine offene Tür stet dieses Damenzimmer mit dem daneben befindlichen Wohnzimmer, welches dieselbe Firma ausgestellt hat, in Verbindung. Auch dieser Raum, dessen Fußboden mit hochelegantem Parquet belegt ist und dessen Möbel aus amerikanischem Nußbaum gefertigt sind, gibt von der Leistungsfähigkeit der halle'schen Firma ein treffliches Bild. In reizvollem Muster sind allein acht verschiedene Holzsorten, Eiche, Ahorn, Polshander, Nußbaum, Pflaumenbaum, Ebenholz, Jacarandaholz und Rosenholz kunstvoll mischlich vereinigt.

Eine Zimmereinrichtung, welche dem bethmann'schen Zimmer den Rang streitig macht, ja dieselbe in der Gesamtwirkung noch übertrifft, ist die von C. Hauptmann und W. Zander in Halle. Es ist ein in deutscher Renaissance gehaltenes Herrenzimmer mit Möbeln in matten Nußbaumholz. Der Raum macht einen vornehmen Eindruck, eine jene Behaglichkeit vermissen zu lassen, die nun einmal für die Werthschätzung der Dekoration maßgebend, leider aber dort, wo Pomp und Pracht entfaltet wird, so selten anzutreffen ist. Der Entwurf zur Decke, zu den Paneelen und Möbeln rührt von Kieffhaber in Magdeburg her. Ein Herrenschreibtisch mit Aufsatz, ein Bücherständer mit Uhr, ein Sopha mit Spiegel, ein Sophatisch und vier kleinere und ein größerer Polsterstuhl bilden in der Hauptsache das gesamte Mobilar. Die nußbaumartig gefirnischte Decke, durch reich profilirtes, feines Gefäß in einzelne Füllungen zerlegt, welche mit einer in Kiefernholz ausgeführten und bunt bemalten Täfelung geschlossen sind, gehört eben so wie das in Kiefernholz angefertigte und nußbaumartig gefirnischte Paneel zu dem Vorzüglichsten, was die Ausstellung in dieser Beziehung aufzuweisen hat. Ein schön parquettierter Eichenfußboden, ein prächtiger olivengrüner Ofen von Duvigneau in Magdeburg, eine Büste, einen schönen Frauenkopf darstellend, von Professor Schaper, mehrere Delgemälde in Goldrahmen, diverse Kunstgegenstände in Bronze und anderer Masse, Bücher u. s. w.

vervollständigen diese Zimmereinrichtung. Wie bei dem bethmann'schen Schlafzimmer Plan, so ist hier Grün die dominierende Farbe geworden. Die Wände oberhalb des Paneels sind mit einer stilvoll gemusterten Plüschtapete bekleidet; eine massierte Tür ist mit einer in schweren Falten herabhängenden und mit schöner Posamenterie geschmückten Portiére von dickem, grünem Plüsch halb verhängt; sämtliche Polstermöbel sind mit einem anhängen grünen Plüschstoff überzogen; der Flein ist olivengrün. Das Graubraun der Möbel fügt sich in diese Tönung vortrefflich ein. Ein sich an diese Wohnungseinrichtungen anschließendes Badezimmer, auf welches näher einzugehen es uns leider an Raum gebricht, erregt infolge seines heitern graziösen Charakters ebenfalls mit Recht allgemeine Bewunderung.

Was die Tonindustrie anget, so ragt insbesondere auch die Töpferei zu Bürgel bei Jena mit ihren ausgestellten Gegenständen hervor. Es ist hier der Beweis geliefert worden, daß es möglich ist, auch für die Heimstätte des sogenannten gemeinen Mannes und des Arbeiters wirklich künstlerisch geformte Sachen, die um billigen Preis verkauft werden können, herzustellen.

Wer die Preise auf jenen olivengrünen, blauen, roten und gelben Kannen u. s. w. nicht gelesen hat — 70 Pfg., 75 Pfg., 1 Mk. u. s. w. —, der hat diese Waren vielleicht auf das drei- und vierfache im Preise geschätzt, denn sie übersteigen in der Farbe sogar manche teureren Produkte anderer Fabriken. Wie ein Deus ex machina ist diese bürgeler Kunst plötzlich auf dem Plan erschienen, vollendet in ihrer Arbeit und zur Nachahmung anreizend. Ende September 1879 fing die großherzogliche Regierung zu Weimar an, sich für die bürgeler Töpferei lebhafter zu interessieren; am 20. November wurde in Bürgel bereits eine Ausstellung von Tonwaren inszeniert, welche die Beachtung aller derer erregte, die sich für geschmackvollere Form der Gefäße, bessere und gleichmäßigere Glasur, bessere Farbgebung und passendere Nuancierung derselben, geschmackvollere Ornamentation und glücklichere Nachahmung guter Muster interessieren; und heute bietet die hiesige Ausstellung ein kleines, aber um so glänzenderes Bild dieser Tonkunst, das nicht verfehlen wird, besonders auf diejenigen Eindruck zu machen, die Luxus- und Kunstindustrie für identisch erachten. Der Ton wird in Gruben von 3 bis 5 Meter Tiefe auf der Flur zu Wertendorf, 1½ Stunden von Bürgel, gegraben. Die Ausbeute ist nicht geregelt und geschieht nach Lust und Bedürfnis von Privaten auf ihren Grundstücken. Der Ton, welcher weiß, grau, gelb, blaßrot und braun gefunden wird, läßt sich nicht schleimen, weil er dadurch die Kieselrinde, welche er bei der Bearbeitung behalten muß, als feinen Sand abgibt; er wird daher in jeder Werkstatt von einer besonderen Person zerstoßen, in einer Tongrube vermengt, mit Wasser eingeweicht, dann gehakt, geschnitten, getreten und gefnetet und dabei von den Kalksteinen gereinigt. Das Formen der Tongefäße geschieht durch Drehen auf der Töpferscheibe; es sind auf diese Weise erstaunlich große Gefäße geliefert worden. Das Modellieren und Drücken in einer Form war bisher wenig in Gebrauch, einerseits weil die Kenntnis hierzu fehlte, andererseits weil die geringen Mittel der Töpfer eine Anschaffung der Formen nicht gestatteten. Die äußerliche Verblöndung der Waren geschieht durch Glasuren und durch Beguß von allen möglichen Farben, von welchen die grauen, braunen und blauen am häufigsten vorkommen. Nicht unschön erscheinen die roh und unglasierten gebrannten Gegenstände, welche braun aussehen und beim Verbrennen von selbst einen matten Glanz bekommen. Das Auftragen der Farben geschieht mit dem sogenannten „Malhorn“ (einem kleinen tönernen Behälter mit Federpule, einem höchst primitiven Werkzeuge) und wird meistens von Frauen und von Kindern besorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Wilderer's Ende. (Siehe Bild S. 592–93.) Die Liebe zur Jagd ist sehr alt. Nicht allein die weltlichen Herren, sondern auch die Geistlichkeit, ja sogar Aebtissinnen sind dem edlen Weidwerke nachgegangen. Freilich waren es nur die Glieder der herrschenden Stände, welche sich diesem Vergnügen hingeben konnten, die unteren Schichten der großen Gesellschaftspyramide haben sich lange mit der Forderung nach der Vereinfachung zur Jagd begnügen müssen. Und das Recht zur Ausübung derselben für jedermann ist in allen revolutionären Bewegungen als eines der ersten und wichtigsten bezeichnet worden. Hatte doch namentlich der Landmann große Ursache, sich vor dem gleich einer wilden Jagd über seine Felder dahinjagenden Wilde zu schützen, das ihm seine Säten und Ernten zertrat, one daß er auch nur bei der hohen Obrigkeit Gehör auf seine dagegen gerichteten Klagen gefunden hätte. Aber wie alles Verbotene einen ganz besonderen Reiz und vor allem im Menschen den Wunsch es zu besitzen erweckt, so auch die verbotene Jagd. Und dieses Verlangen steigerte sich bedeutend durch die Erfindung des Schießgewehres, wodurch die Erlegung des Wildes ja überhaupt bedeutend erleichtert wurde. Die Wilderer vermehrten sich daher

troz der hohen Strafen, von denen sie betroffen wurden. Herzog Ulrich von Württemberg ließ allein 1517 Wildbieben beide Augen ausstechen; sonst hand man sie auch auf einen Hirsch fest und jagte sie durch Feld und Wald in den Tod. Auch folgende Sage beweist die Leidenschaft, mit der das Weidwerk betrieben wurde. Es kam zu einem Genszäger, als er oben im Gebirge jagte, ein Zwerg und verbot ihm, die Gensmen, welche sein Eigentum seien, zu schießen. Er versprach dem Jäger auch für jeden siebenten Tag eine geschlachtete Gensme, wenn er sich nicht mehr im Gebirge sehen lasse. Eine zeitlang folgte der Weidmann dem Gebot, dann erwuchs aber die Jagdbegier stärker als früher, er ging dem verbotenen Vergnügen nach, aber als er hoch oben auf einer Klippe auf einen Gensbock anlegte, riß ihn der Zwerg am Fuße nieder, daß er zerfchmettert in den Abgrund sank. Wie dem Jäger in der Sage, so erging es auch dem Sepp, der, wie viele seiner Landsleute, das in den herrlichen Bergen seines Heimatlandes grazende Wild auch als sein Eigentum betrachtete und sich deshalb heimlich manch festes Stück Wegschöpf. Er hätte das nun freilich als einziger Son eines der reichsten Bauern im Orte nicht nötig gehabt und sein Schatz, die schöne Kosi vom Klosterhof, hat ihn auch oft gebeten, er möge doch das Wildern lassen, da sie immer in Angst lebe, daß er eines Tages zerfchossen nach Haus gebracht würde. Noch gestern Abend hat sie mit Tränen in den Augen ihn beschworen, ihr das Versprechen zu geben, nie mehr auf die Jagd zu gehen, und er hat denn auch gelobt: morgen. Heute, dachte er für sich, mußt du dir erst den kräftigen Jendner oben von der Schwarzed wegnallen, und dies soll das letzte Stück sein, welches du dir holt. Er war denn auch gegangen, sein weinendes Mädchen zurücklassend, aber — er kam nicht wieder. Und als man ausging und ihn suchte, da fand man ihn tot — der prächtige Hirsch auf ihm liegend, sein Geweih in die Brust des Jendners gebahrt — genau so wie die Szene auf unserer Illustration dargestellt ist. Es war das „letzte Stück“, das er geschossen, aber es hat auch ihn im Todeskampfe mit sich in den Tod gezogen, indem es ihn, in dem Momente, als er ihm mit dem Hirschfänger den Garauß machen wollte, mit sich den Abhang herunterriß.

Redaktionskorrespondenz.

Hannover. N. D. Die Freizügigkeit ist in Preußen nicht erst „vor kurzem eingeführt“, sondern durch das Gesetz des Norddeutschen Bundes von 1867 und das Reichsgesetz von 1870 eher beschränkt als erweitert worden. Das preussische Freizügigkeitsgesetz stammt aus dem Jahre 1842, und schon nach diesem sollte einem Neuanziedelnden die Niederlassung vollständig nicht untersagt werden auf Grund der Annahme, daß er sich nicht würde ernähren können; jedoch mußte er sich ein Unterkommen zu verschaffen im Stande sein. Ferner erwarteten nach dem Gesetz von 1842 die Neuanziedelnden nach einjährigem Wonen an einem Orte den Unterstüzungsantrag, freilich mit Ausnahme von Dienstboten, Gesellen und Arbeitern, welche dieses Rechte erst nach dreijährigem Wonsitz teilhaftig wurden. Das Reichsgesetz von 1870 hat gleiches Maß geschaffen durch Einführung der allgemeinen Bedingung des zweijährigen Wonsitzes, während man auch nach ihm durch zweijährige Abwesenheit von der Heimat den Unterstüzungsantrag verliert. Nimt jemand an einem Orte, an dem er noch nicht zwei Jahre wohnt ist, die öffentliche Wildtätigkeit in Anspruch, so kann er in seine Heimatgemeinde verwiesen werden, insofern müssen im Falle der Erkrankung Dienstboten, Gesellen und Gensersgehilfen, wenn es nötig ist, sechs Wochen von der Gemeinde ihres Aufenthalts verpflegt werden. Ein Unterstüzungsbedürftiger, der nirgend Unterstüzungsantrag hat, wird als „Landbarmer“ von dem Bezirk unterstützt, in dem er sich aufhält.

Königswinter. Handlungsreisender §. 1) Skopzen heißt eine geheime Religionsfeste in Rußland, die aus dem vorigen Jahrhundert stammt und trotz eifriger Polizeiverfolgungen ziemlich zahlreich sein soll. Ihre Anhänger verstümmeln sich in der Abficht, die Unsichtbarkeit zu erlösen. 2) Die Umlaufszeit der Kometen konnte nur bei einigen derselben, nicht bei allen, bis jetzt mit ziemlicher Sicherheit bestimmt werden. Nach dem uns augenblicklich zur Hand liegenden Material sind diesbezüglich hauptsächlich folgende zu erwähnen: a. der Komet Halley's mit einer Umlaufszeit von 76 Jahren, b. der Elbers' mit 74 J., c. der Enke's mit 329 J., d. der Biela's mit 674 J., e. der Faye's mit 746 J., f. der de Bico's mit 546 J., g. der Colla's mit 249 J., h. der Brorini's mit 55 J., i. ein zweiter Komet de Bico's mit 7325 J., k. der d'Arre's mit 644 J., l. der Westphals mit 60 J., m. der Tuttle's mit 1376 J., n. der Winneke's mit 55 J., o. der Doppelers mit 33,18 J. Wenn aller bisher gesehenen Kometen Umlaufszeit bereits berechnet wäre, so würden sie hoffentlich nicht grausam genug sein, von uns zu verlangen, daß wir im Korrespondenzwinkel darüber Bericht erstatten, denn es dürfte deren so ungefähr 900 geben, von denen etwa nahe an 300 astronomisch beobachtet worden sind. Uebrigens hat der vorerwähnte Komet de Colla's trotz seiner 249 Jahre noch lange nicht die längste Umlaufszeit, vielmehr gibt es Kometen, wie z. B. der von 1680, der von 1811, sowie auch der große donatistische von 1858, deren elliptische Bahnen so ergzenreich, d. h. so langgestreckt sind, daß sie erst nach tausenden von Jahren in den Sehkreis der Erdbewohner wiederkehren können.

Mainz. Frau B. Schmitz für Damenbekleidungsstücke kann die „M. B.“ leider nicht bringen und hat sie nie gebracht. Dagegen werden wir höchst wahrscheinlich in der Lage sein, demnächst interessante kulturhistorische Arbeiten über Kleidertrachten vergangener Zeiten zu bringen, aus denen sich auch zur Beurteilung der gegenwärtigen Bekleidungsweise und Moden viel wird lernen lassen.

Bassau. Pensionierter Offizier. „Strengwissenschaftliche Arbeiten in Knittelversen“? — Wir danken! Der Stoff soll der Form, die Form dem Stoffe angemessen sein.

Bamberg. Frau E. Ihr Wundsein ist offenbar gar keine Erscheinung, welche gegründete Ursache zur Belorgnis gäbe, umweniger als Sie „ziemlich“ (wohl sehr „ziemlich“) zur Korpulenz neigen. Früh und abends Waschungen mit kaltem Wasser und Aufstreuen von Semen Lycopodii (Bärappelpflanzen) werden die Wundheit bald beseitigen.

Kreuznach. Hrl. M. B. M. Ihre Novelle „Teu geblieben“ ist zu unserm Bedauern für uns nicht verwendbar.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Die Sachsenkämpfe wider die Harzburg. Historische Skizze von Sigismund Thalens. — Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenzeit. Historische Novelle von Carl Cassau (Fortsetzung). — Blicke in die Gewerbe- und Kunstausstellung zu Halle a/S. (Fortsetzung). — Wilderer's Ende (mit Illustration). — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Vogler in Gohlis-Leipzig (Möckersche Straße 30d). — Expedition: Färberstr. 12. II. in Leipzig. Druck und Verlag von Franz Goldhansen in Leipzig.